Nr. 53 22. Dezember 1984, 15. Jg., S 15,–

profil

SONDERHEFT



KRIEG in der Au

Foto: Norbert Nöt

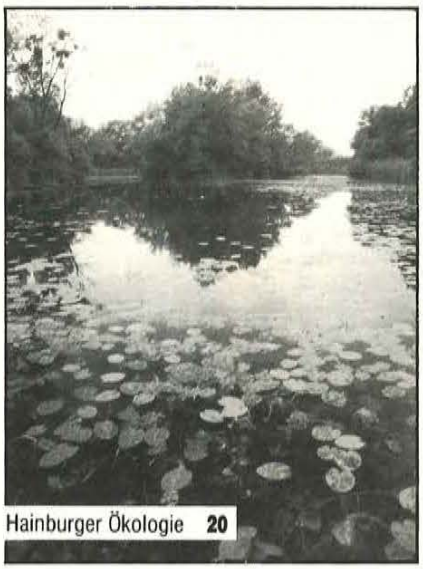
INHALT

profil
Das unabhängige Nachrichtenmagazin Österreichs

Nr. 53
22. Dezember
1984



Kampf um die Au **4**



Hainburger Ökologie **20**



Lagerreportage **23**



Verzetnitsch-Interview **34**

Leitartikel: Au – weh Peter Michael Lingens **4** über das politische Versagen der SPÖ, das es schwermacht, für das Kraftwerk Hainburg einzutreten.

Hainburg: Aufhören! Anfangen! Günther Nenning **10** über das Jahr 1 nach Hainburg.

Politik: Die Hainburg-Story Die Geschichte **14** des Donaukraftwerks bei Hainburg ist die Chronik vom Versagen herkömmlicher Politik.

Rechtsproblem: Der Bescheid Wie Ernest **17** Brezovszky es geschafft hat, das Kraftwerk zu genehmigen.

Donaustau: Ökologische Folgen Das Kraft- **20** werk Hainburg beeinflußt nicht nur die Aulandschaft, sondern auch die Landwirtschaft im Marchfeld und die Trinkwasserversorgung Wiens.

Holzarbeiter: Das Sägewerk Walter Schwarz **22** besuchte verhinderte Holzfäller im Dorfwirtshaus.

Lager sechs: Bleiben bis Weihnachten Horst **23** Christoph über den Alltag in der Stopfenreuther Au.

Der Sturm: „Ihr Schweine!" Sie kamen um **28** 6.28 Uhr, und dann ging alles unheimlich schnell.

Hainburg: Traum und Alptraum Jörg Mauthe **30** erlebt das Au-Weh.

Umwelt: Die Endzeitadministration Franz **32** Ferdinand Wolf über den politischen Wertewandel und das Ende traditioneller Politik.

Interview: „Recht muß Recht bleiben!" Ot- **34** mar Lahodynsky sprach mit dem leitenden ÖGB-Sekretär Friedrich Verzetnitsch.

BRD-Reaktionen: „Ein Skandal" Westdeut- **36** sche Politiker und Medien über den Widerstand gegen die Donauwalzer.

ÖVP: Die Mitschuld Alfred Worm über die **36** Fehler der großen Opposition.

SPÖ: Partei und Hainburg Josef Cap über die **38** Rechte neuer Generationen und zivilen Ungehorsam.

Widerstand: Auch gegen den Rechtsstaat? **40** „Wenn Unrecht Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht." Kann das auch in einer Demokratie gelten? Kommentar von Christian S. Ortner.

Im Ganzen: Haltet euch an Worte! Sprache **46** und Stil der Politiker, die von der Au reden.

profan: Der Herr Charly Reinhard Tramon- **47** tana über den Innenminister.

Herausgeber: Peter Michael Lingens · **Chefredaktion:** Peter M. Lingens, Helmut Voska · **Chefred.-Stv.:** Reinhard Tramontana, Dr. Franz Ferdinand Wolf · **Redaktion:** Dr. Robert Buchacher, Dr. Horst Christoph, Hubertus Czernin, Dr. Marianne Enigl, Dr. Sibylle Fritsch, Elisa Gregor, Herbert Hegenbarth, Karl Khely, Otmar Lahodynsky, Dr. Herbert Langsner, Sigrid Löffler, Christian Ortner, Liselotte Palme, Ernst Schmiederer, Walter J. Schwarz, Michael Siegert, Erhard Stackl, Josef Votzi, Erika Wantoch, Dr. Paul Yvon · **profil-Autoren:** DDr. Günther Nenning, Dr. Werner A. Perger, Joachim Riedl, Jens Tschebull, Ing. Alfred Worm · **Mitarbeiter:** Henryk M. Broder, Dr. Stefan M. Gergely, Hans Peter Martin, Michael Nakladal, Robert Schwartz · **Redaktionssekretariat:** Aniko Dalos, Johanna Fally · **Illustration:** Erich Eibl · **Fotoredaktion:** Walter Wobrazek · **Mitarbeiter:** Contrast, Walter Henisch, Michael Hetzmannseder, Johannes Ifkovits, Gerlinde Janecek, Karl Knezu, Heidi Michel, Poly-Press, Christiano Tekirdali, US-Press, Viennareport, Votava · **Produktion:** Walter Wobrazek · **Dokumentation:** Veronika Kaiser, Peter F. Maurer, Eva Prinz, Richard Zehl (Leitung) · **Geschäftsführung:** Dkfm. Günter Josef Enickl · **Eigentümer und Verleger:** Wirtschafts-Trend Zeitschriftenverlagsges.m.b.H. · **Anschrift des Medieninhabers, des Herausgebers und Redaktionsort:** 1010 Wien, Marc-Aurel-Straße 10–12, Telefon 66 16 70-0 · **Vertrieb:** Franz X. Sattler, Alfred Worm (Leitung) · **Werbung:** Gabriele Wallner · **Anzeigenleiter:** Gottfried Satek · **Anzeigenkontakt:** Alexander Ebenhöchwimmer, Josef Frühwirth, Josef Scheibenreif, Monika Dubansky (Sekretariat) · **Anschrift:** 1010 Wien, Marc-Aurel-Straße 10–12, Telefon 66 16 70-0 · **Druck:** Kurier Zeitungsverlag und Druckerei AG., 1072 Wien; Druckzentrum Waldheim Eberle · **Abonnementpreis:** 52 Ausgaben: öS 960,–/DM 170,–/sfr 150,– · **Erscheinungsort:** Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, P. b. b.

Telefon 66 16 70-0

FS-Nr. 136 404 TRENDA



Peter Michael
LINGENS

Fred Sinowatz macht es einem schwer, für das Kraftwerk Hainburg einzutreten.

AU

In der Redaktionskonferenz der Vorwoche hatten wir eine ziemlich heftige Auseinandersetzung. Obwohl die Mehrheit der Kollegen „Hainburg" für den einzig richtigen Cover hielt, war ich bei der lange vorausgeplanten Scheidungs-Titelgeschichte geblieben. Aus einem zugegebenermaßen völlig unjournalistischen Motiv: Ich hatte Angst, auch nur einen einzigen zusätzlichen Tropfen Benzin ins Augehölz zu gießen – alles, was dazu angetan schien, dem Thema Hainburg noch mehr Gewicht zu verleihen, als es sowieso schon hatte, erschien mir als schädlich.

Mittlerweile brennt die Au.

Und das Gefühl, das mich erfaßt hat, ist das der völligen Hilf- und Ratlosigkeit: Ich kann begreifen, daß Tausende Tag und Nacht auf dem Wenzelsplatz in Prag ausharrten, um gegen die russischen Panzer zu demonstrieren. Ich kann begreifen, daß Tausende sich trotz Verbots am Grab des Jerzy Popieluszko versammeln.

Ich kann sogar begreifen – obwohl ich anderer Meinung bin –, daß Tausende das Gelände besetzen, auf dem eine Pershing-Abschußrampe eingerichtet werden soll.

Aber daß zwanzigtausend Menschen oder noch mehr über den Ring ziehen, sich während der Weihnachtstage in eine eiskalte Au legen, um gegen den Bau des 1330. Wasserkraftwerks zu demonstrieren, begreife ich nicht.

Ich bin das Schlimmste, was es gibt: ein Lauer.

Zwar scheint es mir eher sinnvoll, wenn dieses Kraftwerk gebaut wird – aber ich hielte es auch für keine Katastrophe, wenn es nicht gebaut würde.

Für eine Katastrophe halte ich nur, was derzeit geschieht.

Wobei man freilich selbst das relativieren muß: Je mehr Polizisten Fred Sinowatz und Karl Blecha in die Au schicken, desto mehr Grüne werden bei den nächsten Wahlen ins Parlament einziehen. Die SPÖ glaubt, daß es nicht mehr als höchstens neun sein werden, daß sie ihren relativen Vorsprung vor der ÖVP halten und weiterhin mit der FPÖ die Regierung bilden wird. Ich glaube, daß es an die zwanzig sein könnten und daß die SPÖ gezwungen sein wird, eine große Koalition mit der ÖVP einzugehen.

Ich habe eine solche große Koalition seit langem für die derzeit beste Regierungsform erachtet, weil mir nur sie imstande zu sein scheint, die großen Probleme des Landes – von der Reform der Sozialversicherung bis zur Reform der Verstaatlichten – zu lösen.

Allerdings hatte ich mir gewünscht, daß eine solche große Koalition aus der Vernunft geboren würde. Nicht aus der Angst. Daß sie Polarisierungen vermindern, nicht sie vergrößern würde.

Genau diese Gefahr zeichnet sich jedoch ab: Sowohl in der Gewerkschaft wie in der Wirtschaft hat sich der Stimmungsumschwung zugunsten einer großen Koalition vor allem deshalb vollzogen, weil man sich dann imstande glaubt, mit diesen lästigen Grünen endlich so verfahren zu können, wie sie es verdienen: sie nicht einmal mehr zu ignorieren.

Eine von einem solchen Geist getragene sozialpartnerschaftliche große Koalition säße dann im Parlament einer ebenso erbitterten, weil Tag für Tag durch Nichtbeachtung frustrierten grünen Opposition gegenüber. Die vermutlich in dem Maße weiterwüchse, in dem die Regierung zum überheblichen Vollzugsorgan der Wirtschaft würde. Wo das enden könnte, will ich mir gar nicht ausmalen.



Kraftwerksgegner in der Stopfenreuther Au
Was wäre, wenn dort Europas größtes Ölfeld läge?

Ich hege große Sympathien für den größten Teil der grünen Bewegung – und größten Argwohn gegen einen kleinen: Ich habe diese Leute im Verdacht, sie würden letztlich jedes Kraftwerksgelände besetzen, wo immer es auch läge – denn sie glauben sich im Besitz einer höheren ökologischen Wahrheit.

Und ich hege große Sympathien für den größten Teil der Sozialpartnerschaft – und größten Argwohn gegen einen kleinen: Ich habe diese Leute im Verdacht, sie würden letztlich auch die Krimmler Wasserfälle in

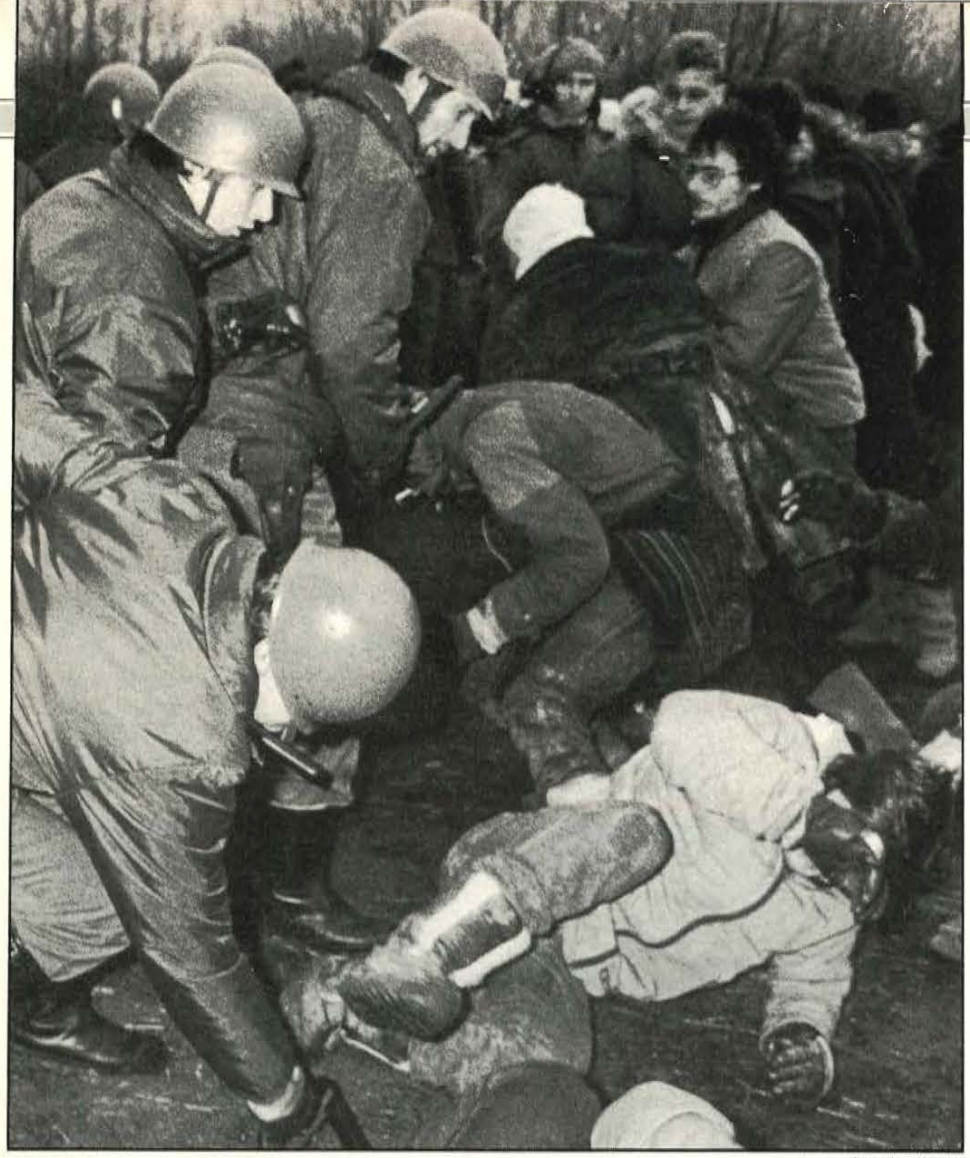


Foto: Rudolf Blaha

ein Kraftwerk verwandeln – denn sie glauben sich im Besitz der höheren ökonomischen Wahrheit.

Bisher hatte ich immer gehofft, wir könnten die Konfrontation zwischen Wachstumsfetischisten und Grünfaschisten auf österreichische schlampige Weise vermeiden.

Jetzt hat es den Anschein, als seien wir dazu unfähiger als selbst die Deutschen: Wir sind sicher das erste und einzige Land der Welt, wo bereits die Errichtung eines Wasserkraftwerkes einen größeren Polizeieinsatz erfordert als anderswo die Aufstellung von Atomraketen.

Ausgerechnet der „breite" Fred Sinowatz versagt als Integrationsfigur. Als er im Oktober Herbert Salcher aus der Regierung jagte und ihr damit ein triumphales Hoch in allen Meinungsumfragen bescherte, zog er offenbar daraus den Schluß, man müsse nur den starken Mann hervorkehren, um Erfolg zu ernten.

Jetzt trampelt er als ein tragischer Elefant durch einen Porzellanladen.

Hineingetrieben hat ihn – wie immer – Anton Benya: Wenn schon Zwentendorf schiefgegangen ist, so lautete die Parole, dann muß jetzt wenigstens Hainburg „durchgezogen" werden.

Dabei ist es genau dieses „Durchziehen", das selbst bisher Gemäßigte auf die Straße treibt.

Tragisch nenne ich die Rolle des Fred Sinowatz aus doppeltem Grund. Zuerst einmal, weil er ausgerechnet dort eine Niederlage erleidet, wo seine Regierung entscheidende Leistungen vollbracht hat: in der Energiepolitik.

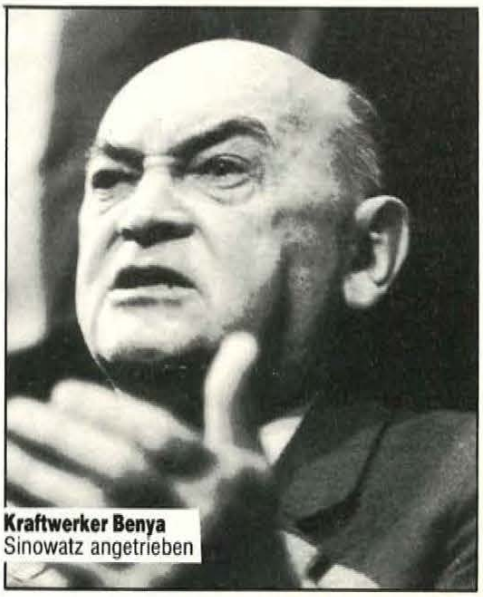
Das neue Energiekonzept sieht genau das Sparen vor, das die Grünen fordern. Und das bereits beschlossene, aber unaussprechliche und daher kaum beschriebene „Dampfkesselemissionsgesetz" ist ein umweltschützerischer Meilenstein. Es reduziert die giftigen Emissionen aus sämtlichen Schloten dieses Landes innerhalb der nächsten Jahre auf einen Bruchteil ihres derzeitigen Wertes. Anlagen, die dem Gesetz nicht entsprechen, müssen entweder umgebaut oder geschlossen werden. Wobei sich an vorderster Stelle unter den zu schließenden die besonders schmutzigen, alten kalorischen Kraftwerke des Landes befinden.

Sollte der Zusammenhang zwischen Schwefel- bzw. Stickstoffemission und Waldsterben, den die Experten vermuten, zutreffen, so rettet dieses Gesetz mehr Wald, als sämtliche Grüne zusammen in ihrem Leben durchwandert haben.

Ohne daß irgend jemand in diesem Lande davon redete – denn alle reden von Hainburg.

Tragisch ist die Rolle des Fred Sinowatz aber auch deshalb, weil er zuletzt wahrscheinlich gar keine Möglichkeit mehr hatte, aus ihr herauszufallen: Hätte er nämlich den heroischen Versuch, Hainburg „durchzuziehen", nicht unternommen, er hätte wahrscheinlich auf kurze Sicht den doppelten politischen Verlust erlitten: Grünsympathisanten hätten der SPÖ trotzdem den Rücken gekehrt, weil sie die Hainburg-Pläne ja nur aufgeschoben, nicht aber aufgehoben hätte – aber darüber hinaus wäre der Kanzler bei den zahlreichen Befürwortern eines harten, rein wirtschaftlich orientierten Kurses als Schwächling in Verruf geraten.

Als Sinowatz vorigen Freitag grünes Licht für Blechas Polizeiaktion gab, hatte er



Kraftwerker Benya
Sinowatz angetrieben

wahrscheinlich, in parteipolitischen Kategorien gedacht, gar keine andere Wahl.

Und dürfte dennoch der große Verlierer kommender Wahlen sein.

Die entscheidenden Fehler wurden in der Vergangenheit gemacht: Hätte man seinerzeit, schon bei der Planung des Kraftwerkes, jene Zusammenarbeit mit den Umweltschützern in einer gemischten „Kommission" gesucht, die man ihnen jetzt erfolglos angeboten hat, sie hätten die vielen Verbesserungen des Projekts, die ihnen jetzt ▶▶



Kraftwerker Sinowatz
Keine Wahl mehr gehabt

▶▶ nachgeworfen werden, als triumphalen Erfolg ihres Einschreitens gewertet. Und vielleicht sogar geholfen, ausländischen Delegationen zu erklären, daß sie die internationalen Abkommen bezüglich der Erhaltung eines unversehrten Auwaldes nicht gar zu streng auslegen mögen: Zwar zerstöre man ein Stück, aber man bewahre doch immerhin den Rest vor der Austrocknung.

Jetzt ist das alles zu spät. Jetzt wird nicht mehr um ein Wasserkraftwerk gestritten, sondern um ein Symbol. Jetzt ist jeder Quadratmillimeter des Auwaldes für die Grünen so „unverzichtbar" wie jedes Milliwatt für die Gewerkschaft.

Der zweite große Fehler war die Art der Abwicklung des Bewilligungsverfahrens. Jeder, der dieses Kraftwerk plante, mußte sehen, daß es sich mit dem derzeit geltenden niederösterreichischen Landschaftsschutzgesetz schwerlich vereinen läßt. Man hätte dieses Gesetz rechtzeitig und offen ändern müssen, statt es mittels des Brezovszky-Bescheides zu beugen.

Denn es besteht für mich wenig Zweifel, daß das Gesetz gebeugt wurde. Heißt es doch darin unter anderem höchst einfach und klar, daß nichts unternommen werden darf, was „das Landschaftsbild dauernd und maßgeblich beeinträchtigt".

Zehn Meter hohe Staumauern beeinträchtigen immer maßgeblich.

All die Fragen, auf die die berühmten Gutachten eingegangen sind, sind nach dem Wortlaut dieses Gesetzes gar nicht mehr zu prüfen: Es ist irrelevant, ob das Kraftwerk die Austrocknung der Au verhinderte, denn das Gesetz fordert gar nicht, daß die Au in ihrem gegenwärtigen (feuchten) Zustand erhalten werden muß.

Ganz abgesehen davon, daß man natürlich Bewässerungskanäle auch bauen könnte, ohne ein Kraftwerk zu errichten.

Und es ist irrelevant, ob die Beeinträchtigung des Landschaftsbildes geringfügig, gemessen am wirtschaftlichen Nutzen, wäre, denn das Gesetz sieht – was in meinen Augen ein grober Fehler ist – keine Möglichkeit zu solchen Abwägungen vor.

Die ist nur im Naturschutzgebiet vorgesehen und mußte selbst dort gegen Hainburg ausgehen.

Daß die Gutachten darüber hinaus auch noch grob manipuliert wurden, ist rechtlich schon gar nicht mehr so relevant – es zeigt nur das schlechte Gefühl, das Brezovszky offenbar hatte.

Wenn man Regierungsmitglieder mit dieser doch recht offenkundigen Rechtswidrigkeit konfrontiert, halten sie folgende Antwort bereit: Der Niederösterreichische Landtag hat den Kraftwerksbau einstimmig bejaht. Er ist der Meinung, daß der Bescheid mit dem Gesetz vereinbar ist. Sollte er es nicht sein, so müßte man das Gesetz eben ändern.

Und damit erhielte diese Gesetzesänderung, die man ursprünglich aus durchaus vernünftigen Gründen bejahen könnte, einen ganz anderen Charakter. Sie drückt sozusagen eine Gesinnung aus, die da heißt: „Wir machen auf jeden Fall, was wir wollen. Entweder wir biegen den Bescheid eben hin, und wenn das nicht geht, dann ändern wir halt das Gesetz." Denn „mia san mia".

Die wahrscheinliche Rechtswidrigkeit des Bescheides ist deshalb so besonders problematisch, weil sie den Grünen als

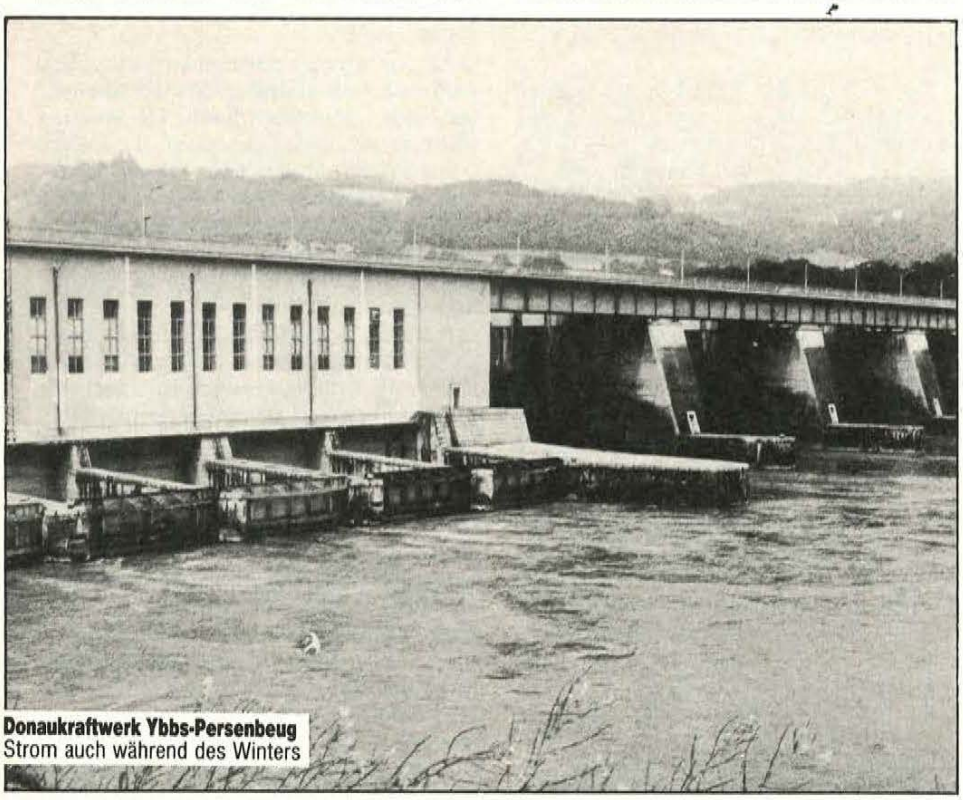


Legitimation dient, ihrerseits das Recht zu brechen.

Unter anderen Umständen müßten sie sagen: „Gleich, wie die Gesetze aussehen, wir sind überzeugt, daß wir im Besitz einer höheren ökologischen Wahrheit sind, die es rechtfertigt, die Au zu besetzen und die Rodung zu verhindern.

Eine solche Begründung (die bei vielen wahrscheinlich die ehrliche wäre) fände beim Rest der Bevölkerung wahrscheinlich nicht ganz soviel Anklang.

So aber können die Au-Besetzer damit argumentieren, daß sie in einem höheren Sinne geradezu dem Rechtsstaat zum Durchbruch verhelfen, indem sie die Durchsetzung eines rechtswidrigen Bescheides verhindern.



Donaukraftwerk Ybbs-Persenbeug
Strom auch während des Winters

Ich halte das für eine lebensgefährliche Vernebelung: Es gehört zum Wesen eines geordneten demokratischen Rechtsstaates, daß auch ein allenfalls rechtswidriger, aber rechtsgültiger Bescheid akzeptiert werden muß und nicht auf eine rechtswidrige Weise bekämpft werden darf.

Man kann solche Bescheide anfechten, man kann politischen Druck ausüben, um zu erreichen, daß sie rückgängig gemacht werden, aber man kann sich ihnen in einem Rechtsstaat nicht widersetzen.

An einem Beispiel, das mir so nahe ist wie den Grünen Hainburg: Ich war auch überzeugt, daß ich recht hatte, als ich das Verhalten Bruno Kreiskys im Zusammenhang mit Friedrich Peter und Simon Wiesenthal „unmoralisch" nannte. Ich empfand meine Verurteilung in allen Instanzen auch als rechtswidrig.

Trotzdem hätte ich mich schwerlich auf den Standpunkt stellen können, ich weigerte mich, die 50.000 Schilling Strafe zu zahlen, und wenn man mich pfänden wollte, verwehrte ich den Gerichtsvollziehern den Zutritt zu meiner Wohnung.

Dies sage ich aus voller Überzeugung, obwohl ich mittlerweile von der Menschenrechtskommission in Straßburg recht bekommen habe, die Rechtswidrigkeit der österreichischen Urteile also unmittelbar vor ihrem Erweis steht.

Für die Au-Besetzer ist das ein lächerlicher Vergleich, denn was ist schon die Affäre Wiesenthal gegen einen unwiederbringlichen Auwald. Aber die Wertigkeiten sind eben für jeden Menschen verschieden: Für mich ist, was Kreisky damals an den Opfern des Nationalsozialismus und der Bewältigung der Vergangenheit verbrochen hat, sehr viel wichtiger als die Vernichtung eines Auwaldes.

Für jeden ist etwas anderes „unendlich wichtig".

Wenn wir einmal zugestehen, daß derjenige, der eine bestimmte Frage für entscheidend hält und überzeugt ist, sich im Besitz der einzig richtigen Antwort zu befinden, das Recht hat, der Staatsgewalt Widerstand zu leisten, dann stellen wir in der Tat den Staat selbst in Frage. Man könnte dann auch rechtfertigen, daß man NATO-Generäle, CDU-Politiker, Generalstaatsanwälte oder Arbeitgeberpräsidenten ermordet, weil man ja ganz genau weiß, daß sie den wirtschaftlichen Untergang und den Weltkrieg im Sinne führen.

Gerade weil das eine so heikle Frage ist, wäre es wichtig gewesen, daß man den Standpunkt des Staates guten Gewissens und ohne Vorbehalte verteidigen könnte – der Brezovszky-Bescheid hat das ziemlich schwer gemacht.

Weil die Au-Demonstranten sich durch den rechtswidrigen Brezovszky-Bescheid legitimiert fühlen, Widerstand zu leisten, fühlt sich die Regierung legitimiert, ja sogar verpflichtet, diesen Widerstand mit Gewalt zu brechen.

Grundsätzlich ist sie das auch, aber es gibt keine Vorschriften über den Zeitablauf und es gibt die politische Ratio, die dazu zwingen sollte, zuerst alle anderen Möglichkeiten auszuschöpfen.



Schließlich hat die gleiche sozialdemokratische Regierung mit großer Langmut zugesehen, als beispielsweise in Kärnten die slowenischen Ortstafeln heruntergerissen wurden, obwohl auch damals gegen Gesetze, ja sogar gegen den Staatsvertrag verstoßen wurde.

Heute hat man in Kärnten einen Kompromiß gefunden, mit dem man leben kann.

Ich glaube nach wie vor, daß auch das Problem Hainburg friedlich gelöst werden könnte. Denn es ist, im Gegensatz etwa zu ▶▶

▶▶ den Rassenschwierigkeiten Südafrikas, den Wirtschaftsschwierigkeiten Englands, ja selbst den Schulauseinandersetzungen Frankreichs, ein denkbar einfaches Problem: Hainburg nicht zu bauen kostet uns etwa 700 Millionen Schilling pro Jahr – soviel ist, umgelegt auf die Lebensdauer von Wasserkraftwerken, der Strom aus Wasserkraft billiger als der aus Kohle. Die Frage lautet: Ist uns die Erhaltung eines in seiner Art einmaligen Auwaldes diesen Betrag wert?

In der Schweiz wäre es selbstverständlich, darüber in einer Volksabstimmung zu entscheiden. Wenn es irgendeine Lehre aus den derzeitigen Ereignissen gibt, dann die, daß wir gesetzliche Regelungen brauchen, die festlegen, unter welchen Voraussetzungen eine solche Volksabstimmung – auch gegen den Willen der Regierung – stattzufinden hat.

Der Einwand der Berufspolitiker, man könne dem Volk eine solche Verantwortung nicht übertragen, es sei mangels Weisheit, Wissen und Weitblick außerstande, derart schwierige Entscheidungen zu fällen, entspringt genau dem Hochmut, gegen den nicht zuletzt in Hainburg demonstriert wird.

Ich glaube nicht, daß die Österreicher für die Abschaffung der Steuern stimmten, wenn man es ihnen gestattete – ich glaube nicht einmal, daß sie die Todesstrafe wieder einführten. Und wenn man das wirklich für ein Risiko hält, dann könnte man die Reform von Gesetzen, die über Tod und Leben entscheiden, noch immer an eine Zweidrittelmehrheit binden.

Die Politiker müssen zur Kenntnis nehmen, daß die „direkte Demokratie", die sie beständig als „dringlichstes Anliegen" auf den Lippen führen, vom Volk ernstgenommen wird. Die Menschen wollen nicht mehr bloß einmal in vier Jahren Parteifunktionäre wählen, die ihnen in der Folge jegliches Denken abnehmen, sondern sie wollen in wichtigen Fragen selbst entscheiden.

Um zu entscheiden, was eine wichtige Frage ist, gibt es bereits ein Instrument: das Volksbegehren. Alles, was man brauchte, ist eine Ergänzung des Volksbegehrensgesetzes, wonach bei mehr als 500.000 Unterschriften zwingend eine Volksabstimmung einzuleiten ist.

Ich bin sicher, daß eine solche Volksabstimmung, könnte man die Ereignisse der letzten Tage ungeschehen machen, einen überwältigenden Sieg für die Befürworter des Kraftwerksbaus erbracht hätte. Aber es scheint mir auch jetzt noch nicht zu spät. Die Regierung möge an die Hainburg-Proponenten herantreten und von ihnen nur eine einzige Erklärung fordern: daß sie das Resultat eines solchen Bescheides zu respektieren gedenken.

Gegen die, die auch ein durch Volksentscheid sanktioniertes Kraftwerk Hainburg zu verhindern suchten, möge dann tatsächlich die Polizei vorgehen.

Sie täte es unter allgemeinem Applaus.

Natürlich bringt eine solche Volksabstimmung auch das Risiko mit sich, daß die Bevölkerung in den Augen der vereinten Politiker „falsch", das heißt gegen das Kraftwerk entscheidet. Aber nicht nur die Gegner des Kraftwerks, auch seine Befürworter haben die Demokratie zu respektieren.

Der Glaube der Politiker, sie wüßten grundsätzlich besser, was dem Volke frommt, gehört in den Bereich jenes Hochmuts, der vor dem Fall kommen wird.

Mir ist klar, daß alles, was ich von nun an zum konkreten Kraftwerk Hainburg vorbringe, in der gegenwärtigen Situation kaum mehr interessiert: Es geht ja nicht mehr um ein Kraftwerk und um einen Auwald, sondern angeblich um die Endschlacht zwischen Ökologie und Ökonomie; um die Frage, ob wir unseren Enkeln noch einen Wald zeigen können bzw. ob wir zum industriellen Entwicklungsland herabsinken. Oder überhaupt gleich um den Fortbestand der Menschheit.

Dagegen komme ich mit meinen langweiligen „technokratischen" Argumenten so wenig auf, wie seinerzeit in der Debatte um die atomare Abschreckung. Ich kann mich nur damit trösten, daß dieselben Leute, die seinerzeit „nicht atmen" konnten bei dem Gedanken, daß „jede Sekunde ein Kind stirbt, während Milliarden für die Rüstung hinausgeworfen werden", sich mittlerweile keinen Deut mehr mit Sicherheitsproblemen befassen, weil sie alle schnurstracks nach Hainburg gelaufen sind – während ich mich immer noch mit „Raketenzählen" herumplage.

Ich will es also trotz allem auch im sehr viel einfacheren Problemkreis Hainburg mit der nicht mehr sonderlich hoch im Kurs stehenden Vernunft versuchen. Man muß nicht meiner Meinung sein, daß die ökonomischen Vorteile des Kraftwerksbaus seine ökologischen Nachteile überwiegen. Aber vielleicht kann ich immerhin klarmachen, daß es sich um eine Abwägung von Werten handelt (besser: handeln sollte), bei der es unmöglich ist, den einen oder den anderen Standpunkt zu verabsolutieren.

Beginnen wir bei der ökologischen Seite. Eine Argumentation, die relativ kurz ausfallen kann, weil sie unumstritten ist: Es werden vier Prozent des Auwaldes – und zwar die schönsten vier Prozent – überflutet, und es werden weitere Bereiche verunstaltet.

Ich glaube den Zoologen, daß in diesem Gebiet eine einzigartige Fauna anzutreffen ist, die zu schützen sicherlich einen hohen Wert darstellt.

Nicht um das in Frage zu stellen, sondern um es zu relativieren, muß man allerdings darauf hinweisen, daß in der Geschichte der Erde ununterbrochen zahllose Arten aus den verschiedensten Gründen ausgestorben sind.

Fest steht ferner, daß man in der Stopfenreuther Au zumindest im Winter herrliche Spaziergänge machen kann. Im Sommer nicht, denn da verjagen einen die Gelsen (ich schreibe das deshalb so apodiktisch, weil ich anläßlich meines Präsenzdienstes mehrere Wochen in der Au verbracht habe und sie daher nicht erst kenne, seit die ÖH einen Autobusservice dorthin eingerichtet hat).

Auch der Verlust eines Wintererholungsgebietes ist aber bedauerlich. Daß die Au jedoch als Erholungsgebiet unverzichtbar wäre, kann wohl niemand ernsthaft behaupten. Jedenfalls niemand, der wie ich gelegentlich in den Wienerwald oder gar in die Berge geht und dort weit und breit keinem Menschen begegnet.

Und noch etwas möchte ich zur Relativierung des ökologischen Arguments anführen: Auch wir sind Lebewesen, die in einem Gleichgewicht mit unserer Umwelt leben. Wenn wir Kraftwerke bauen, tragen wir damit zum Überleben unserer Art bei. Und natürlich geht das nicht nur bei uns, sondern auch im Tierreich zu Lasten anderer Arten. Auch Tiere vernichten Umwelt. Das Wild richtet derzeit wahrscheinlich mehr Baumschaden an als selbst der saure Regen.

Daß die Umwelt auf die verschiedenste Art und Weise verändert und wohl auch beeinträchtigt wird, ist allerdings trotzdem keine Rechtfertigung dafür, daß wir sie überflüssigerweise beeinträchtigen.

Die Frage lautet: Wann ist die Beeinträchtigung überflüssig?

Womit ich bei der Abwägung wäre. Denn jede Verabsolutierung des Umweltschutzgedankens muß sich zwangsläufig ad absurdum führen, wie das folgende Denkexperiment rasch erweist: Gesetzt einmal den Fall, unterhalb der Stopfenreuther Au würde das größte Erdölvorkommen Euro-

pas entdeckt; wäre es dann denkbar, es nicht auszubeuten, weil der Auwald darunter leidet?

Wäre das, sogar vom Standpunkt der Ökologie, überhaupt zulässig: daß wir auf die Nutzung von Bodenschätzen verzichteten, die anderen Menschen das Leben ermöglichten. Oder, wieder anders formuliert: Wie zulässig ist es eigentlich, daß in Polen Menschen unter abenteuerlichen Bedingungen in Erdlöchern nach Kohle graben, weil wir auf die Nutzung verfügbarer Wasserkraft verzichten, um einen Auwald zu erhalten?

Womit wir mitten im Abwägen der Vor- und Nachteile des konkreten Projekts wären, und das ist nun einmal nur möglich, wenn man sich auch in die trockene „technokratische" Seite der Energiepolitik vertieft. Ich will das tun, indem ich eine Reihe von Thesen aufstelle, die jeder für sich überprüfen möge.

Die erste lautet: Wenn Hainburg nicht gebaut wird, bricht die Welt nicht zusammen. Das Kraftwerk liefert nach seiner Fertigstellung nur etwa fünf Prozent des Strombedarfs. In naher Zukunft wird eine ganze Generation kalorischer Kraftwerke hergestellt, die den Bedarf jedenfalls auch hinreichend abdecken.

Die zweite These aber lautet: Strom aus Hainburg ist wesentlich billiger als Strom aus kalorischen Kraftwerken (und zwar selbst solchen modernster Bauart.)

Bezogen auf die Lebensdauer, die bei Laufkraftwerken 100 Jahre beträgt, ergibt sich eine Relation von 60 Groschen gegenüber 1,10 Schilling. Wobei man über jede Ziffer im Detail lange streiten kann, nicht aber über den Tatbestand als solchen. Er ist einer der Gründe dafür, daß Strom in Westösterreich so viel billiger ist als in Ostösterreich. Oder daß Norwegen, das überhaupt nur mit Wasserkraft agiert, den niedrigsten Strompreis Europas hat. Je stärker die Kohlepreise in den nächsten Jahren ansteigen, desto gewichtiger, weil größer, wird der Kostenvorteil der Wasserkraft.

Im Grunde könnte man es bei diesem Argument belassen, denn alles Weitere ist nur eine Variation davon. Aber es sind in letzter Zeit so viele, gelegentlich auch recht unsinnige Argumente vorgebracht worden, so daß ich trotzdem auf einige davon eingehen möchte.

So gibt es etwa den Einwand, wir hätten sowieso schon einen Stromüberschuß. In ihren geheimen Papieren gäbe die E-Wirtschaft doch selbst zu, daß wir ihn exportieren müßten.

Das stimmt schon im Detail nicht. Im Gegensatz zu umgehenden Fehlinformationen erzeugen Wasserkraftwerke keineswegs nur im Sommer, sondern auch im Winter Strom, selbst im Jänner decken sie noch rund die Hälfte unseres Strombedarfs (1983: 61 Prozent). Das gilt aber für den Schnitt aller Wasserkraftwerke – auch jener in Gebirgsregionen, die im Winter tatsächlich sehr viel weniger Wasser führen. Gerade die Donaukraftwerke laufen aber auch im Winter bis auf wenige Tage mit voller Kraft. Dieser Strom steht uns also auch in der kalten Jahreszeit zur Verfügung und wird von uns sehr wohl gebraucht und verbraucht.

Aber auch die Stromexporte während des Sommers sind kein reiner Luxus. Sie entsprechen vielmehr mehrheitlich langjährigen bindenden Verpflichtungen. So haben vor allem die Vorarlberger Ill-Werke sich das Geld zum Ausbau ihrer Kraftwerke zu einem Großteil in Deutschland oder in der Schweiz geliehen und zahlen es nun mit den vielzitierten Stromexporten zurück.

Einen gewissen Prozentsatz, der durch das Kraftwerk Hainburg erhöht würde, exportieren wir allerdings freiwillig. Nur ist das ja der Sinn jedes Wirtschaftens: etwas zu exportieren, das man preisgünstig herstellen und mit Gewinn verkaufen kann. Strom aus Wasserkraft unterscheidet sich darin in nichts von Erdöl oder Erdgas, von dem man schwerlich behauptet, die Golfländer, die Sowjetunion oder Venezuela brauchten es nicht zu produzieren, weil sie es bloß exportierten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich ein ähnlich polemisches Argument der anderen Seite entkräften: So wird behauptet, man müsse im Interesse des Waldes für das Kraftwerk Hainburg sein, denn es ersetze schmutzige kalorische Kraftwerke. Das stimmt zwar insofern, als insgesamt im Rahmen des Ausbauprogramms der Wasserkraftwerke auch ein Schließungsprogramm für alte kalorische Kraftwerke existiert: So werden in nächster Zeit die Kraftwerke Korneuburg 1, St. Andrä, Pinkafeld, Timelkam, Pernegg und Simmering 3, 4, 5 stillgelegt bzw. nur mehr als Reservekraftwerke geführt. Aber man könnte an Stelle weiterer Wasserkraftwerke ja auch Kohlekraftwerke neuer Bauart errichten: Deren Giftausstoß ist minimal und stellt keine Gefährdung dar.

Nur gilt für den Strom aus diesen modernen Kohlekraftwerken dasselbe wie für den aus den alten: Er ist wesentlich teurer als der Strom aus Wasserkraft.

Das in meinen Augen wichtigste Argument lautet ganz anders: Könnte man nicht, wenn man den Betrag, der Hainburg kostet, in Wärmedämmung investierte, ebensoviel oder sogar mehr Strom einsparen, als Hainburg produziert?

Die Energieverwertungsagentur, der man wahrhaftig nicht nachsagen kann, sie schätze den Wert des Energiesparens gering, hat die Frage durchgerechnet: Gesetzt den Fall, alle Häuser ließen sich mit Glaswolle einhüllen (was schon bei jeder schöneren Althausfassade nicht möglich ist), so kostete das rund 700 Schilling pro Quadratmeter. Gesetzt weiter den Fall, solche Thermofassaden hielten volle 50 Jahre, was eine weitere sehr freundliche Annahme ist. Dann ließe sich mit 7 Milliarden Schilling ein Betajoule einsparen. Über 100 Jahre, so lange ist die Lebensdauer von Wasserkraftwerken anzusetzen, müßte man diesen Betrag zweimal aufwenden. Es kostete daher insgesamt 14 Milliarden Schilling, um 100 Betajoule einzusparen, oder anders gerechnet: Das Einsparen von einem Betajoule kostet 140 Millionen.

Hainburg kostet vom Bau her 12 Milliarden zuzüglich 200 Millionen jährlicher Betriebskosten. Macht in 100 Jahren 32 Milliarden.

Damit aber werden 760 Betajoule hergestellt. Was bedeutet: Ein Betajoule Strom aus Wasserkraft kostet nur 42,1 Millionen Schilling.

Auch hier mag man an den einzelnen Ziffern herumdeuteln, um den Tatbestand als solchen kommt man, glaube ich, nicht herum: Strom aus Wasserkraft ist so billig, daß er auch billiger kommt als Wärmedämmung. Der Betrag, den Hainburg kostet, in Wärmedämmung investiert, wäre nur halb so effizient.

Das will ich um Gottes willen nicht als Argument gegen Energiesparen verstanden wissen: Ich habe mein eigenes Haus rundum mit Zellwolle eingewickelt. Es soll nur einmal mehr der Relativierung dienen: Auch das Argument des Energiesparens läßt sich nicht überall und immer verabsolutieren.

Damit hoffe ich, meine These, daß der Strom aus Hainburg starke wirtschaftliche Argumente auf seiner Seite hat, zur Genüge belegt zu haben.

Ich glaube, daß man zwar im Detail, nicht aber im großen darüber streiten kann.

Man muß diese wirtschaftlichen Argumente noch immer nicht höher einschätzen als die ökologischen Gegenargumente – aber sehen sollte man sie. ■■

Kommentare drücken die persönliche Meinung des Autors aus.



Günther
NENNING

Es beginnt das Jahr 1 nach Hainburg.

AUFHÖREN! ANFANGEN!

Hust hust Bruder Esel will nicht, aber er muß. Es ist 2.30 Uhr, er hat immerhin vier Stunden geschlafen. Die zwanzig morgendlichen Tiefatemzüge macht er brav in 13 Minuten. Das heißt: Es geht ihm eh gut, er ist nur faul. Die Seele gibt ihm die Sporen, sie fliegt in diesen Tagen von Begeisterung zu Trauer und wieder zurück. Das Papier bedeckt sich zwischen Schlucken wunderbaren Zitronentees hust hust mit Girlanden, die nur meine Sekretärin lesen kann. Auf der Maschinenschrift hängen dann kleine Zettelchen von ihr. Gut, Günther. Sehr gut. Nochmals nachdenken. Das sollten wir wegstreichen.

Zwischen zwei Gendarmerieposten ist die bewußte Lücke im Drahtgeflecht. Dann noch bißchen kreuz und quer unter und über einige Zäune. Auf dem Damm geht ein Gendarm vorbei, der so tut, als ob er uns nicht sieht. Wieder stehen die Wipfel gegen einen fast weißen Nachthimmel. Man kann im Finstern sehr gut sehen.

Das Zelt stellen wir ein paarmal verkehrt auf, aber wir werden's schon lernen. Unser Stammplatz hinter der Professorenbarrikade beim Zeltplatz der Akademie der Wissenschaften ist bestens bevölkert mit Ia Promis. Die Basis braucht uns nicht, aber es freut sie, daß wir da sind. Wir sitzen um die Feuer, die einen zarten Schleier über das Lager weben. Ein ganzes Team Soziologen findet hier Stoff: Wie sich anderthalbtausend junge Menschen jeden Alters aus ganz Österreich zusammenfinden, statt irgendwelcher Organisation gibt es nur endlosen guten Willen, und aus dem fruchtbaren Nichts entstehen Zeltstädte, in denen alles Wesentliche tadellos funktioniert. Nachschub an warmer Kleidung, Decken, Moonboots und selbstgemachte Biskuitrouladen schicken Mutti und Vati aus ganz Österreich.

In diesem Lager *ist* Österreich. Ach, arme Obere. Ihr begreift total nix.

Im Schlafsack ist es fast zu warm. Da man die animalische Heizung nicht regulieren kann, öffne ich den Reißverschluß. Das Stroh, das die Marchfelder Bauern in langen Traktorzügen bringen, kitzelt und riecht köstlich. Vor dem Einschlafen seh' ich nochmals meinen Parteivorsitzenden und Bundeskanzler vor mir, wie ich ihm über dem Verhandlungstisch im Parlament genau gegenübersitze, am Revers den Orden des Parteiausschlußverfahrens, und wie sie uns zwei alte Füchse überkommt, die Freude am Verhandeln, Formulieren des Papierchens, Heinz Fischer ist da auch sehr gut. Wohl ein halbes dutzendmal in jener langen Nacht im Parlament stand die Bundesregierung auf, ging hinaus, kam wieder. Im Nebenraum saßen welche.

Die Bundesregierung ist nur ein Verhandlungskomitee der E-Wirtschaft, dachte ich mir damals bitter. Jetzt bin ich heiter, klar, fast liebevoll. Die Stunde der Wahrheit ist gut für alle Beteiligten. Obwohl wir immer wieder sagten: Für die Bürger, die in der Au sitzen und sie schützen, können und wollen wir nicht reden, sie kommen und gehen aus eigenem Willen und Gewissen – gerieten wir doch haarscharf in Gefahr, *alte* Politik zu machen. Gut, daß aus dem Papierchen nichts wurde als vier wertvolle Tage Waffenstillstand für die Auschützer.

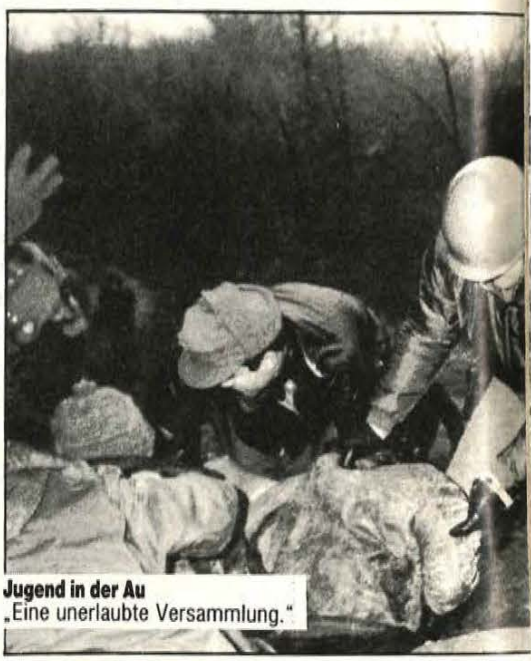
Den Rest der Nacht schlafe ich traumlos und tief. Geweckt werden ist kein Problem: Von der Donaubrücke hört man das Rollen und Dröhnen der schweren Baufahrzeuge.

Wenn man den Wald kennt, findet man drinnen seinen Weg wie in einem Zimmer, wo alles seinen Platz hat. Bald gibt es zusätzliche Wegweiser: Scheinwerferlicht, Maschinengetöse, das Niederkrachen der Baumriesen, vielhundertstimmiges Rufen: *Aufhören! Aufhören! Aufhören!*

Zunächst nur wenige Polizisten, die keinen ernsten Versuch machen, uns aufzuhalten. Sie sagen: Hier ist Sperrgebiet. Wir sagen: Die Versammlung der Naturschützer in der Au ist seit Ende November bei den zuständigen Behörden (Bezirkshauptmannschaft) angemeldet. Sie sagen: Aber jetzt ist hier Baugebiet. Wir sagen: Aber es gibt noch keinen Baubescheid, die gesetzlich vorgeschriebene Baurechtsverhandlung hat noch nicht stattgefunden.

Die Polizisten zucken mit den Schultern und können auch wirklich so wenig dafür wie wir. Einer wünscht uns alles Gute.

Alles Gute kommt ein paar hundert Meter weiter knüppeldick. Frauen und Kinder werden geschlagen, einem jungen Bürger, der eine rotweißrote Fahne um die Schulter geschlungen hat, wird diese um den Hals gedreht, am Boden liegend wird er fortgeschleift. Die Umstehenden singen die Bundeshymne. Zur Begleitung bellen die Polizeihunde. Welch staatsbürgerlicher Unterricht!



Jugend in der Au
„Eine unerlaubte Versammlung."

Vor den Hunden, die an den Leinen toben, kriegt eine junge Frau einen Schreikrampf. Sie ist lauter als alle Maschinen, sterbenden Bäume, rufenden Menschen. In welchen geheimen Windungen welcher Bürokratenseele ist diese Idee mit den Bluthunden entstanden?

Vor einer Gruppe von Polizisten in Bürgerkriegsausrüstung steht aufrecht und leise schwankend ein Schüler, dem das Blut aus einer Platzwunde übers Gesicht rinnt. Er hat die Griechischschularbeit geschwänzt. Demnächst hat er Reifeprüfung. Hier hat er sie schon bestanden.

Die Jugend dieses Landes ist eine unerlaubte Versammlung, die aufgelöst werden muß.

An der Hasenjagd auf Naturschützer und insbesondere -rinnen beteiligt sich nur eine Minderheit von Polizisten und kein einziger Gendarm, soviel ich sehe.

Wir lernen, in Gruppen beisammen zu bleiben, innen die falsch gekleidete Jugend, außen die Jugend jeden Alters, die würdigen älteren Herren und Damen, von denen es wimmelt in der Au. Auch die Journalisten kommen von ihren Ausflügen in die Realverfassung der Republik – sie werden geprügelt – immer wieder in die Mitte von Gruppen zurück, um ihre Kameras zu schützen. Einige wurden ihnen zertreten, eine beschlagnahmt, der blutjunge Polizist quargelt als Begründung, „. . . weil die Gefahr besteht, daß sie Rauschgift enthält".



Foto: Rudolf Blaha

Ich gehe hin und kann sie ihm gut zuredend wieder aus der Hand winden.

Mitten im Getöse entstehen Inseln der Ruhe, wenn Prügler und Geprügelte müde werden. Mit ihren blut- und dreckverschmierten jungen Gesichtern gehen Bürgerinnen und Bürger langsam vor zu den Absperrketten und beginnen Gespräche mit den Bürgern Polizisten und Gendarmen.

Ob sie wissen, daß das von ihnen abgesperrte Baugebiet durch zwei internationale Abkommen als Naturschutzgebiet deklariert ist?

Ob sie wissen, daß gegen den Landesrat, der den Bau naturschutzrechtlich genehmigte, staatsanwältliche Erhebungen beantrag wurden, wegen Verdachtes auf Verletzung des niederösterreichischen Naturschutzgesetzes und Fälschung von Gutachten?

Ob sie wissen, daß mit den 13 Milliarden, die das *eine* Kraftwerk Hainburg kostet, *vierzig* der größten Umweltverschmutzer des Landes (VOEST Linz, Aluminiumwerke Ranshofen und so weiter und so fort) sofort saniert werden könnten?

Ob sie wissen, daß sie eine Flächenrodung schützen, die selbst in den Kraftwerksplänen an dieser Stelle gar nicht vorgesehen ist? Auch für den angeblich nötigen „Wildzaun" wäre nur eine Schneise nötig, nicht diese riesige, schon grauenhaft verwüstete Fläche.

Gewählt wurde diese Rodungsstelle, erklärten die Jungbürger den Brüdern Polizisten,

- weil sie von der Donaubrücke her für die Polizei am besten zugänglich ist,
- weil den Gewerkschaftsfunktionären, abfahrend von ihrer Versammlung in der Arbeiterkammer Hainburg, von der Brücke aus gezeigt werden konnte: Seht, der Bau hat begonnen.

Ganz eifrige Jungbürger holen Unterlagen aus den Rucksäcken und verstricken die Polizisten in Gespräche über den Energiebedarf Österreichs. Kraft-Wärme-Kupplung, Blockheizkraftwerke, Industriestruktur, Arbeitsplätze.

Ich bin nicht so geduldig wie diese wunderbaren jungen Menschen, die sanfte Blüte Österreichs. Ich sage boshaft: Wie sicher sind Arbeitsplätze, die von 800 Polizisten geschützt sind?

An diesem Tag fallen 300 von den zum Tod verurteilten 1,2 Millionen Bäumen in der Au. Es lebe das Waldrettungsprogramm der Bundesregierung.

Jeder der Riesen stürzt mit einem Laut, der gewiß macht: Hier stirbt ein Lebewesen. *Aufhören, aufhören, aufhören!* Die schon zu heiser sind, weinen nur noch und schwenken rotweißrote Fahnen. „Ich habe auch geweint, Herr Bundespräsident", informiert Jörg Mauthe das Staatsoberhaupt, als Vertreter des Konrad-Lorenz-Volksbegehrens dort vorstellig werden.

Das Gespräch ist ergebnislos. „Ich habe Ihnen nichts anzubieten", sagt Kirchschläger. „Der Bundespräsident steht eben eher der Regierung näher."

„Sie sind vom Volk gewählt", sage ich leise.

Ich verstehe, daß Freda Meissner-Blau und Peter Weihs aufstanden und die hohe weißgoldene Flügeltür hinter sich zuschlugen. Der Bundespräsident, mit seiner bemerkenswerten Geduld, tat, als hätte er nichts bemerkt.

Als wir die Hofburg verlassen, kommt uns Polizei Polizei Polizei entgegen. Morgens wurde in der Au geprügelt, nachmittags ist der Heldenplatz voll mit Menschen. Hurra, wir *sind* eine Demokratie!

14.000, sagt die Polizei, also doppelt soviel. Binnen Stunden. Als der ÖGB im Mai den Heldenplatz füllte, mußte er sich abplagen mit Bussen, Arbeitsfreistellung, Strichlisten.

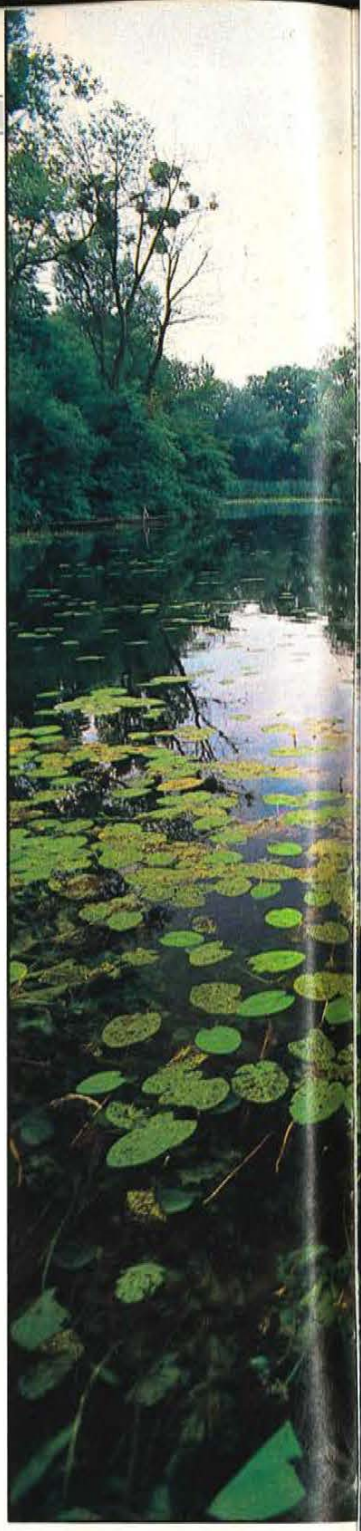
Links- und Rechtsextremisten, schnaubte der Innenminister über die Auschützer. Jetzt ist er das Opfer seiner eigenen Desinformation. „Lauter Extremisten?" fragte Freda Meissner-Blau in die Menge.

50 verletzte Auschützer liegen in den Spitälern, aber der Ersatz von Politik durch Gummiknüppel wird nicht stattfinden. Das ist kein Ende, sondern ein Anfang.

Stockend, drum desto überzeugender verlas Friedensreich Hundertwasser in einem Haus am Rande der Au den Journalisten sein Manifest. „Während die Regierenden noch an den Endsieg der Technik über die Natur glauben, hat sich in der Hainburger Au eine neue österreichische Nation konstituiert." Aufhören! *Anfangen!* Es beginnt das Jahr eins nach Hainburg. ■■

Kommentare drücken die persönliche Meinung des Autors aus.



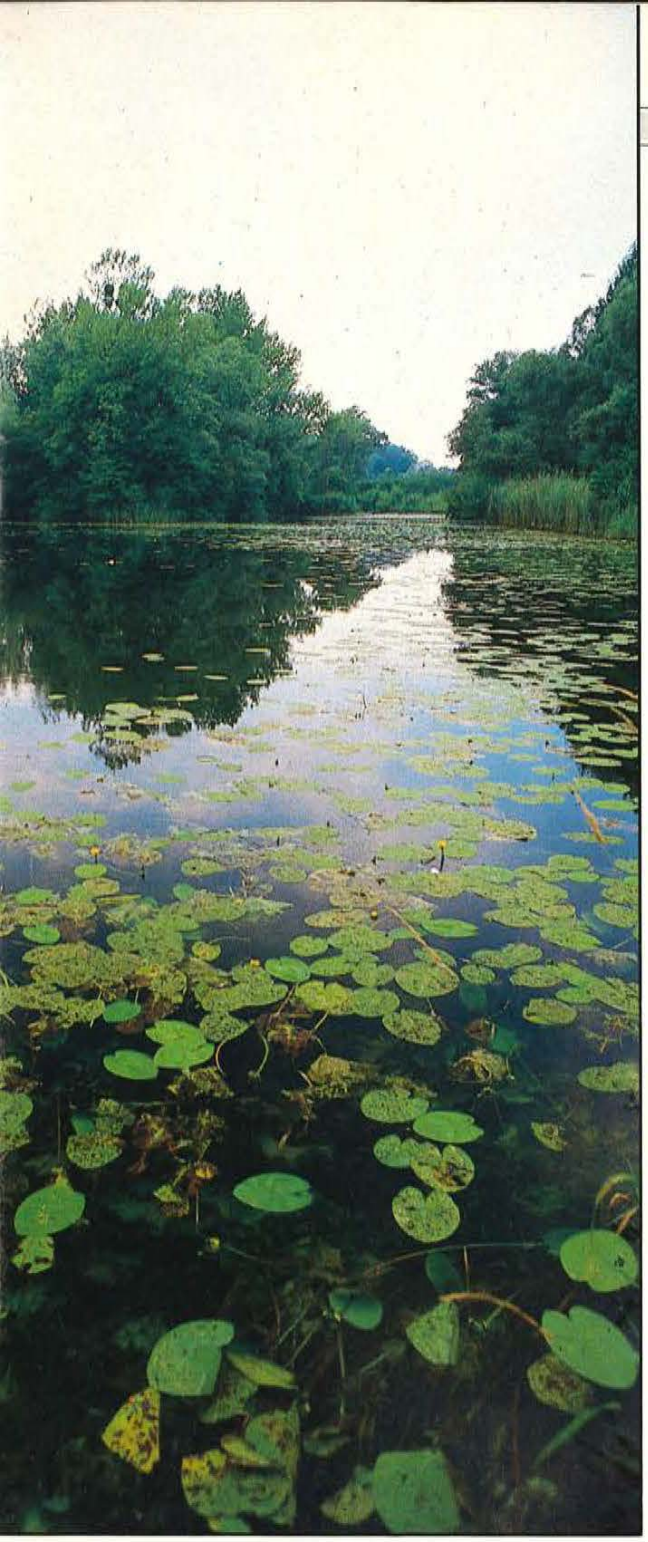


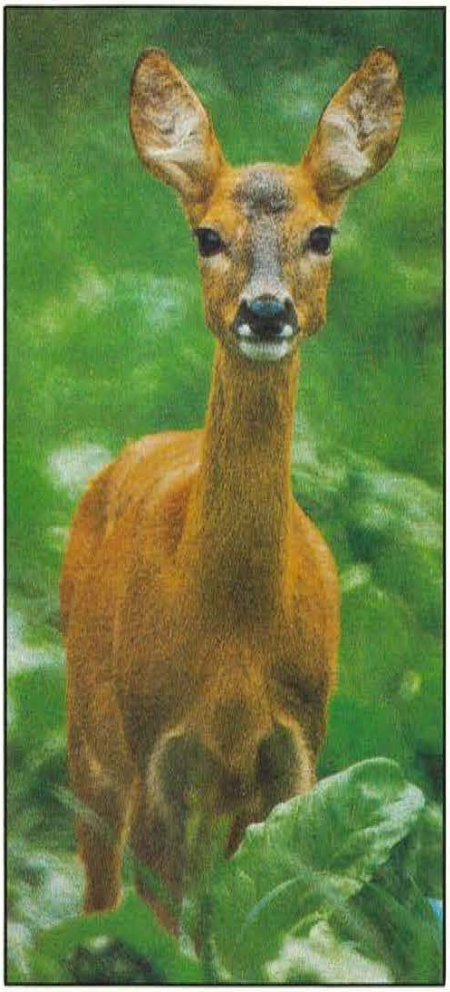


Fotos von Christiano Tekirdali und Reinhold Gayl aus seinem Buch AUENBLICKE (Neugebauer Press, Salzburg-München)

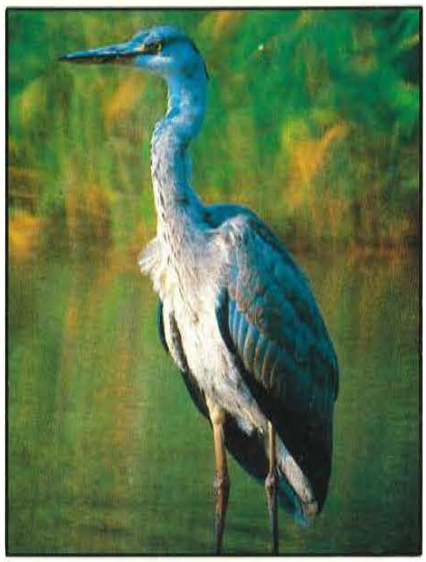


















Anti-Hainburg-Demo
Wir werden es wieder schaffen

Foto: Christiano Tekirdali

Die Hainburg-Story ist die Chronik vom Versagen herkömmlicher österreichischer Politik. Ein Bericht von Josef VOTZI

„AU – DU MEIN ÖSTERREICH"

Umweltschutzminister Kurt Steyrer war erst einige Wochen im Amt, als er im Frühjahr 1981 Vertreter von Umwelt- und Naturschutzorganisationen zum ersten gegenseitigen Beschnuppern ins Ministerium bat. Eines der Themen, die da bemauschelt wurden, war auch ein Kraftwerksprojekt, das bis dahin nur unter Insidern bekannt war: die Donaustufe auf Höhe des niederösterreichischen Städtchens Hainburg nahe der tschechischen Grenze.

„Es hat damals keinen prinzipiellen Einwand gegen das Projekt gegeben", erinnert sich Kurt Steyrer, „die Naturschützer haben lediglich erklärt, daß sie sich eine möglichst auschonende Variante wünschen. Von einer Totalgegnerschaft war überhaupt noch nichts zu spüren."

Vielmehr: „Ich bin überzeugt, hätten wir das Kraftwerksprojekt mit den Bauauflagen, die es heute hat, 1981 vorgestellt, die Vertreter der verschiedenen Umweltorganisationen hätten es akzeptiert" (Kurt Steyrer).

Zwischen dem ersten Hainburg-Gespräch im Frühjahr 1981 und dem Einsatzbefehl des Innenministers im Winter 1984, schlußendlich nur mehr die Gummiknüppel sprechen zu lassen, liegen Welten. Nach mehr als drei Jahren halbwegs zivilisierter öffentlicher Auseinandersetzung um ein Donaukraftwerk stand die Nation Mitte letzter Woche am Rande bürgerkriegsähnlicher Zustände: Bauarbeiter versus Aubesetzer, Werktätige gegen Studenten, Regierung kontra außerparlamentarische Opposition.

„Es darf gesägt werden – an den Sesseln der Verantwortlichen", tönte es Mittwoch abend auf dem Wiener Heldenplatz, als zwischen 14.000 (Polizeiangabe) und 30.000 Menschen (Veranstalterangabe) gegen die Schlägerungen von Bruder Baum und Bruder Mensch in der Hainburger Au demonstrierten.

„Wir sind gegen eine Politik, die undurchschaubar und nur korrupt ist", heißt es unter großem Beifall. Ein Transparent wird geschwenkt: „Au – du mein Österreich."

Im Michaelertor hallt es laut unter der Kuppel: „Volksabstimmung, Volksabstimmung." Der innerhalb eines Tages organisierte Marsch durch die Wiener Innenstadt wirkt bunt zusammengewürfelt. Lodenbubis und -mädis neben Punks, junge Leute dominieren. Kaum gemeinsame Parolen, wenig Transparente. Mehr ausgelassenfröhlich als aggressiv. Das, was die Hainburger-Gegner immer von sich behaupten: eine weitgehend unstrukturierte Bewegung.

„Ich bitte jetzt alle Anarchisten und Terroristen, die unter uns sein sollen, vorzutreten und zum Podium zu kommen", macht sich Freda Meissner-Blau über die Gegenpropaganda des Innenministeriums lustig.

„Die Besetzung der Au ist nicht zu Ende, sowenig wie der Widerstand gegen diese Art von Politik", beendet einer der Aubesetzer seinen Situationsbericht. Man werde sich nicht auseinanderdividieren lassen in die Legalen, die hier demonstrieren, und die Illegalen, die nach wie vor auf dem Baugelände lagern.



Pro-Hainburg-Demo
Gegen dunkle Mächte

Robert Jungk erinnert an die Zwentendorf-Volksabstimmung und feuert die Menge an: „Wir haben es damals geschafft, wir werden es wieder schaffen."

Immer wiederkehrende Durchsage über die mobilen Lautsprecher: Der Kampf geht weiter. Stündlich fahren von der Uni Busse gratis in die Au.

Auch fragwürdige Slogans wie diese machen die Runde: „Wir haben den Hitler überlebt, wir haben die Russen überlebt, wir werden auch den Sinowatz überleben." Vor allem ältere Demonstranten lassen die Sau raus: „Für den Blecha wird schon ein Baum überbleiben."

Die offiziellen Sprecher schlagen versöhnlichere Töne an. „Wir wollen keinen Gegensatz Arbeiter–Naturschützer", erklärt ÖH-Vorsitzender Herbert Rainer, „wir haben schon 30.000 Schilling auf einem Solidaritätskonto für die Arbeiter."

Ein bunt bemaltes Transparent faßt die Botschaft, die wohl die Mehrheit der Anwesenden an die Politiker richtet: „Ihr geht mit der Welt um, als hättet ihr eine zweite in der Tasche."

Kurt Steyrer weiß: Dies sind längst nicht mehr nur die Anhänger jener Naturschützer, die er vor drei Jahren am grünen Tisch seines Ministeriums sitzen hatte. „Ich habe in den letzten Tagen fast körperlichen Schmerz über die Vorgänge empfunden. Ich habe das Gefühl, daß die Jungen den großen Parteien davonrennen."

Wer die Chronik des Donaukraftwerks Hainburg noch einmal Revue passieren läßt, muß zu dem Schluß kommen, daß sie eher



Foto: Votava

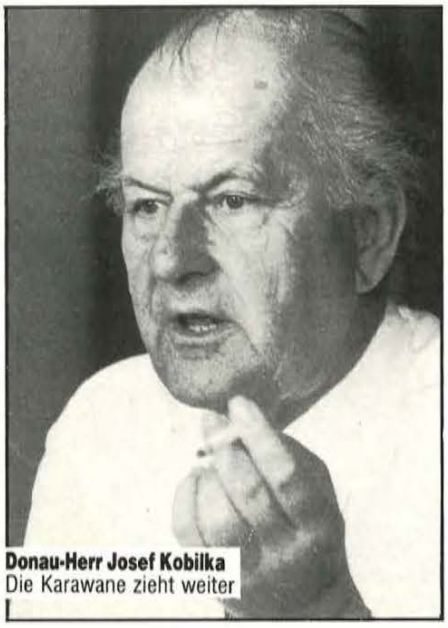
vertrieben wurden, denn aus jugendlichem Übermut davonrannten.

Die Hainburg-Story ist die Geschichte des Konflikts zwischen der Wiederaufbaumentalität der Alten und der Lebens- und Zukunftsangst der Jungen. Und der Hilflosigkeit der etablierten Politik, damit schöpferisch umzugehen.

Noch im Mai dieses Jahres hatten die Donaukraftwerke (DoKW) ihr Weltbild sinnenfällig präsentiert. Nach einem morgendlichen Pontifikalamt in der Stockerauer Pfarrkirche zelebrierten mehr als 2000 Arbeiter, Angestellte, Manager und Ehrengäste – allen voran Bundespräsident Rudolf Kirchschläger – bei Militärmusik und reichlich Speis und Trank die Eröffnung des soeben vollendeten Donaukraftwerks Greifenstein. Unausgesprochene Parole über dem festlichen Spektakel: Auf Wiedersehen in Hainburg.

Schließlich hat es in den letzten Jahrzehnten so klaglos funktioniert. Seit Mitte der fünfziger Jahre wird vom Donau-Grenzeintritt Passau abwärts im Dreijahresrhythmus Donaustaumauer nach Donaustaumauer errichtet.

Namhafte Baufirmen wie Universale, Stuag, Porr, Rella, Mayreder, Neue Reform und Hofman & Maculan bilden den


Donau-Herr Josef Kobilka
Die Karawane zieht weiter

Bautrupp in diesem Donauausbau-Wanderzirkus. Die entsprechende Maschinenausstattung stellen jeweils Betriebe wie Voith, Andritz, Elin und Waagner-Biró bei. „Es hat nur einmal 1969/70 eine Unterbrechung gegeben", weiß Herbert Pöttschacher von der niederösterreichischen Arbeiterkammer, „und es war für die Arge der Baufirmen fürchterlich. Die haben ihre Maschinen zum Schrottpreis verkaufen müssen."

Nicht zuletzt seit damals ist die Ehe zwischen Kraftwerksbetreibern sowie Bau- und Maschinenindustrie beinahe untrennbar. So stand denn auch das Projekt Hainburg, lange bevor noch um irgendeine behördliche Bewilligung angesucht worden war, bereits in den Auftragsbüchern, Greifenstein und Hainburg wurden nämlich im Paket geordert: „Die haben uns nur deshalb so einen guten Preis gemacht" (AK-Mann Pöttschacher).

Aus dieser Sicht logischer Baubeginn war denn auch der Mai dieses Jahres, als die Arbeit in Greifenstein getan und der Bautrupp weiterziehen konnte.

Von einer Rodung im Winter zum Schutz der Au-Fauna, wie sie jetzt von den DoKW propagiert wird, war damals nicht die Rede. „Ein Monat Verzögerung", pochten die Hainburg-Freunde vielmehr auf den Mai 1984 als Baubeginn, „kostet uns 26 Millionen Schilling."

Das Projekt selber soll elf Milliarden Schilling kosten und – übers Jahr gesehen – etwa fünf Prozent des österreichischen Stromaufkommens stellen. Mit über zwei Milliarden Kilowattstunden Jahresleistung ist das zehnte Kraftwerk entlang der Donau auch die größte Strommaschine ihrer Art.

Die Gegend, in die es gestellt werden soll, wird von den DoKW bereits seit 1976 untersucht und vermessen. Die breite Öffentlichkeit erfährt davon 1981, allerdings auch nicht sehr viel. DoKW-Chef Josef Kobilka steht auf dem Standpunkt, sein ausschließliches Gegenüber seien Politiker und Behörden. Lokale Bürgerinitiativen, die's auch genauer wissen wollen, beißen vorerst auf Granit. Die Stromherren teilen nicht gern Pläne zum Gustieren aus.

Die nackten Fakten: Bei Hainburg schmiegt sich die Donau kniefömig die Stadt entlang, die Kniekehle ist voller Auwald. Dem 360-Megawatt-Werk sollen nach ersten Planungen bis zu 800 Hektar Auwald weichen. Er muß dem Erdboden gleichgemacht werden, um Staumauern und Maschinenhaus trockenen Fußes zu errichten und schließlich dem Fluß ein neues Bett zu graben.

Um die anliegenden Orte durch den Aufstau nicht zu ertränken, sollen links und rechts der Donau Begleitdämme aufgezogen werden, soweit der Rückstau reicht – insgesamt 45 Kilometer bis zur Praterbrücke in Wien.

Im Frühjahr 1981 steigen erstmals auch die beiden größten Tageszeitungen „Kurier" und „Krone" und mit ihnen die Politiker in die Arena ein. Kurt Steyrer überfliegt in der Piper des „Kurier"-Fotografen Kristian Bisutti das Gelände und erklärt hinterher: „Ich werde ein Roden der Auen nicht zulassen."

Auch Landwirtschaftsminister Günther Haiden, als oberster Wasserbauer und Chef des Grundeigentümers Bundesforste doppelt zuständig, bezieht, berichtet die „Arbeiter-Zeitung" im Oktober 1981, „eine eindeutige Position: Die Rodung der Stopfenreuther Au kommt nicht in Frage."

Unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit rüsten auch die Gewerkschafter bereits auf. Niederösterreichs Arbeiterkammerpräsident Josef Hesoun lädt an die 500 Betriebsräte zu einem Lokalaugenschein per Schiff ein.

In diesen Tagen verlaufen die Fronten noch SPÖ-intern. Nach Besichtigung der Gegend beharren beide Streitteile auf ihrer Meinung. Jede andere Standortvariante, proklamiert Baugewerkschafter Hesoun, bedeute weniger Kilowattstunden: „Wenn wir einen Energieverlust in Kauf nehmen, ▶▶

▶▶ schlägt sich das auf den Strompreis und damit auf die Kosten der Wirtschaft nieder."

Steyrer hingegen forsch: „Da höre ich nicht einmal hin. Die Erhaltung der letzten geschlossenen Aulandschaft muß uns das wert sein."

Auch in den Zeitungen setzt eine Variantendiskussion ein, die die ganze Geographie der Gegend bundesweit bekannt macht. Bis zu fünf unterschiedliche Standorte werden genannt: Stopfenreuth, Petronell, Hainburg, Schwalbeninsel oder Röthelstein.

Komplexe Fragestellungen stehen gegeneinander: mögliche Gefährdung der Heilquellen in Bad Deutsch-Altenburg, ausreichende Schiffahrtsrinne, energiewirtschaftliche Ausbeute und Auswirkungen auf die Kosten des Projekts.

Offiziell eingereicht wird dann das Projekt, auf das die DoKW von Anfang an setzte, die Variante Hainburg.

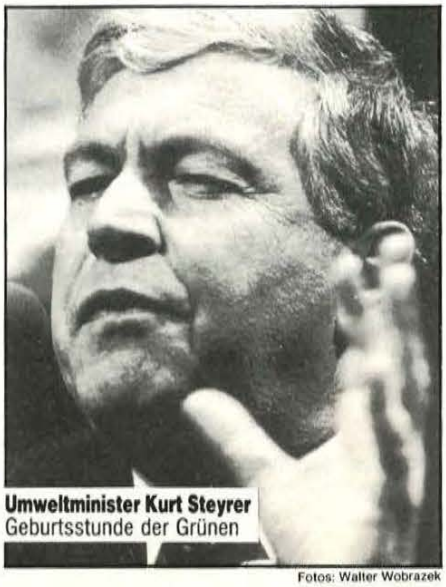
Politisch sind da die Weichen schon längst gestellt. „Der Ausbau der Wasserkräfte, die wichtigste Basis unserer Stromversorgung, wird unter Wahrung des Natur- und Umweltschutzes weitergeführt werden", schreiben Fred Sinowatz und Norbert Steger am 31. Mai letzten Jahres in ihre erste gemeinsame Regierungserklärung. „Unter Beachtung dieses Grundsatzes soll auch der Ausbau der Donau durch Inangriffnahme des Kraftwerks im Raum Hainburg fortgesetzt werden."

Die rechtlichen Hürden auf dem Weg nach Hainburg werden erst danach übersprungen: Erklärung zum bevorzugten Wasserbau durch Landwirtschaftsminister Haiden im Winter letzten Jahres, naturschutzrechtliche Bewilligung und endgültiger Wasserrechtsbescheid im Winter 1984.

Es ist nicht nur die „Kronen-Zeitung", die den formalen Ablauf der Dinge mit herben Worten bedenkt. „Das Spiel, das derzeit mit gekauften Gefälligkeitsgutachten sowie ignorierten Gegengutachten der Bürgerinitiativen und Naturschutzorganisationen getrieben wird", schreibt Hannes Burger in der „Süddeutschen Zeitung", „erinnert stark an die reichlich balkanesischen Machenschaften bei der Errichtung des Atomkraftwerks Zwentendorf. Schon damals, Ende der siebziger Jahre, hatten die E-Wirtschaft und die großen politischen Parteien die Österreicher so lange mit gefilterten Informationen und taktischem ‚Überschmäh' irritiert, bis die verunsicherte Bevölkerung das nagelneue Atomkraftwerk per Volksabstimmung einfach stillgelegt hat."

Gutachten hin oder her, die Kernfrage, um die es hier geht, wird selten klar und eindeutig gestellt. Verbund-General Walter Fremuth bringt sie, aus seiner Sicht, so auf den Punkt: „Die Schutzwürdigkeit von Kröten, Fröschen, Kriechtieren und Weichtieren steht in keiner vernünftigen Relation zum wirtschaftlichen Nutzen eines Kraftwerks."

„Es gibt keine Skala, auf der man alle unterschiedlichen Effekte messen könnte",



Umweltminister Kurt Steyrer
Geburtsstunde der Grünen

Fotos: Walter Wobrazek

sagt Jörn Kaniak von der staatlichen Energieverwertungsagentur (EVA), „man kann Landschaftswerte nicht in quantitativ vergleichbare Meßgrößen bringen. Von der Stromkostenseite her müßte man es bauen. Es ist letztlich ein Abwägen von verschiedenen Wertsystemen."

Letztendlich Wertfragen treffen auch aufeinander, als profil im Sommer letzten Jahres den Ökologen Bernd Lötsch und den Zentralbetriebsratsobmann und SPÖ-Nationalratsabgeordneten Franz Köck zu einem Streitgespräch lädt. Kernsätze aus dem dreistündigen verbalen Schlagabtausch:

● DoKW-Mann Köck: „Für mich erhebt sich die Frage, ob wir unbedingt einen Urwald brauchen. Wirbeltiere und Weichtiere okay, ich hab' in meinem Leben noch nie ein Tier umgebracht. Nur gibt's für mich auch den Faktor Mensch. Und der Faktor Mensch ist mir ganz einfach über das zu stellen, wenn es um das Schicksal von Tausenden von Arbeitern und Angestellten geht."

● Ökologe Lötsch: „Die nichtreglementierten Naturräume sind in der Wertskala der Menschen derart im Kommen, daß wir uns darauf einstellen müssen. Dekretieren wir bitte nicht jetzt die ästhetischen Vorstellungen kommender Generationen. Die werden mit Sicherheit anders ausschauen als die unserer jetzigen Coca-Cola-Gesellschaft."

Eine Sehweise, die auch das Wirtschaftsmagazin „trend" in dem Satz komprimiert: „Die Amtskirche vom Wachstum führt mit grünen Sektierern einen Religionskrieg um die Zukunft."

Rund um Hainburg läuft schlußendlich keine reine Kraftwerks-Diskussion mehr.

Je länger Pro- und Kontra-Argumente ausgetauscht werden, desto mehr gerät die Sachzwanglogik ins Wanken.

Etwa was den aktuellen Bedarf von Hainburg betrifft. Noch im Sommer 1981 geht der damalige Energieminister Josef Staribacher mit der abgenützten Propagandaformel hausieren: „Die Energiesituation ist ernst, weil es durch Umweltschutzverhandlungen immer wieder zu Verzögerungen kommt."

Das leichtfertige Spiel mit locker hingesagten Engpaßkatastrophen und Stromzu-



Donau-Betriebsrat Franz Köck
Dinge viel zu weit fortgeschritten

sammenbrüchen erweist sich als Bumerang. Das Schauermärchen von der Stromlücke glaubt den Strombossen heute niemand mehr.

„Mengenmäßig", muß selbst DoKW-Chef Josef Kobilka im Sommer 1983 zugeben, „ist Hainburg net unbedingt notwendig" (profil 31/83). Als seine Aussage politisch einschlägt, verhängt die DoKW eine Interviewsperre.

Die dunkle Welt der Kraftwerksgegner wollen sie in der Folge vom Organisator der Lkw-Blockade, Karl Steinhauser, erforschen lassen. Erst öffentliche Proteste pfei-

fen die DoKW-Manager auch hier zurück. Für den Belegschaftsvertreter Franz Köck ist ohnehin schon klar: Die Kraftwerksgegner, weiß er, sind „unwissende Erfüllungsgehilfen anderer Kräfte und Mächte. Es ist eine Gruppierung, die persönliche und wirtschaftliche Interessen verfolgt."

Zum Reden ist, schon lange bevor Umweltgruppen mit kräftiger Unterstützung der „Kronen-Zeitung" das Konrad-Lorenz-Volksbegehren ins Leben rufen, scheinbar keine Zeit mehr. „In der Frage Hainburg wird kein Kompromiß herauskommen", sagt DoKW-Mann Franz Köck im profil-Gespräch, „weil die Dinge viel zu weit fortgeschritten sind."

Eine Argumentation, die zuletzt auch in den 15stündigen Verhandlungen zwischen den Volksbegehrlern und der Regierung vorletzte Woche wiederkehrt.

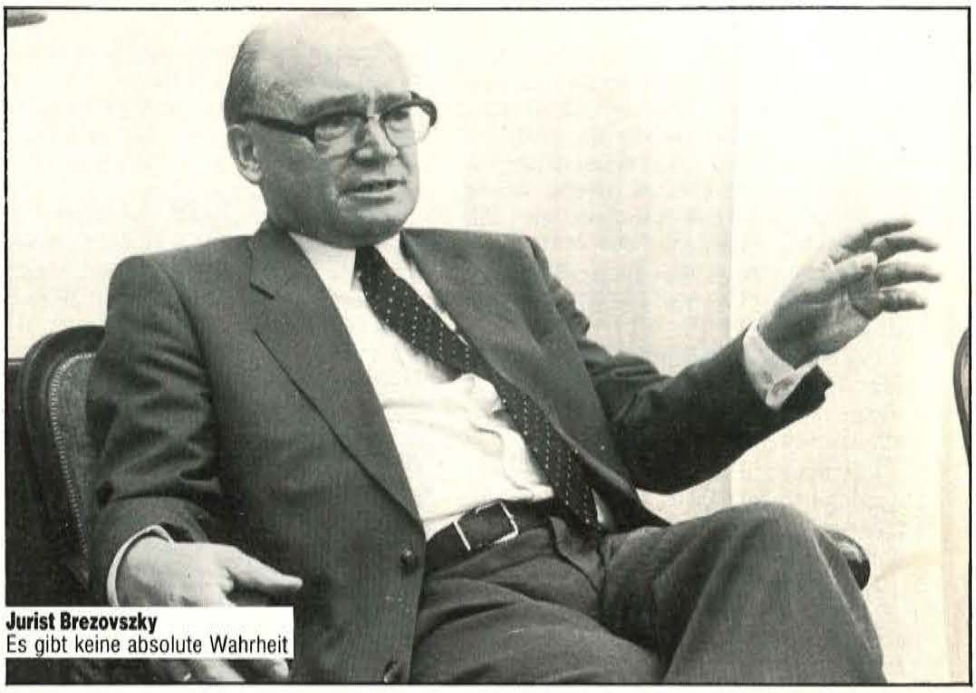
Juristische Verfahren, die ein Einbeziehen der gegnerischen Argumente versuchen, sind bereits erfunden. Im Rahmen von sogenannten Umweltverträglichkeitsprüfungen, berichtet der Umweltjurist Georg Schörner, sollen „frühzeitige Offenlegung, Variantenvergleich und Bürgerpartizipation" schon in der Planungsphase von Projekten gewährleistet werden.

Eine Idee, die seitens der DoKW schon vor Jahren erfolgreich verworfen wurde. „Landesrat Höger hat bereits vor etwa drei Jahren anläßlich einer Besprechung in der Landesregierung", erzählt der ehemalige oberste Naturschutzbeamte Niederösterreichs, Erich Czwiertnia, „eine derartige Umweltverträglichkeitsprüfung vorgeschlagen. Sie hatte natürlich keine gesetzliche Grundlage und wurde auch von der DoKW abgelehnt."

Umweltminister Kurt Steyrer ist nach den Ereignissen der letzten Wochen innerlich zerrissen: „Auf der einen Seite müßte ich begeistert sein, daß soviele junge Menschen, Künstler und Intellektuelle mit einem derartigen Engagement und Begeisterung für den Umweltschutz kämpfen, auf der anderen Seite ist mit Hainburg sehr viel verloren gegangen. Vor allem, was an anderen Problemen, vom Waldsterben bis zur Bedrohung durch die Chemikalien, da ist."

Vor allem aber ist „sicher ein Verlust an Gesprächsfähigkeit eingetreten" (Steyrer).

Die grünen Gruppen, die bislang in vielen Fragen mit dem Umweltpolitiker der Regierung kooperierten, sitzen ihm demnächst als eigene politische Kraft im Parlament gegenüber. Steyrer: „Davon bin ich felsenfest überzeugt." ■■



Jurist Brezovszky
Es gibt keine absolute Wahrheit

Hat Ernest Brezovszky Recht gebrochen oder Recht gesprochen?
Von Herbert LANGSNER und Hubertus CZERNIN

ALLES, WAS RECHT IST

Ich habe jetzt das Gefühl", sagt Ernest Brezovszky, „daß ich mich in einer ganz schwierigen Situation bewährt habe. Das ist für mich das schönste Weihnachtsgeschenk."

Brezovszkys Bewährungsprobe: Er mußte ein Gesetz, dem der Kraftwerksbau Hainburg eindeutig widerspricht, so auslegen, daß es dem Bau nicht mehr widerspricht. § 6 des Niederösterreichischen Naturschutzgesetzes bestimmt für Landschaftsschutzgebiete (das geplante Kraftwerk liegt in einem):

„Die Bewilligung (für Baumaßnahmen, Rodungen, Red.) ist zu versagen, wenn durch Maßnahmen oder Vorhaben gemäß Abs. 2

1. das Landschaftsbild;

2. die Landschaft in ihrer Schönheit und Eigenart;

3. der Erholungswert der Landschaft für die Bevölkerung und den Fremdenverkehr dauernd und maßgeblich beeinträchtigt wird und nicht durch Vorschreibung von Vorkehrungen die Beeinträchtigung weitgehend ausgeschlossen werden kann."

Keine Rede also von einer Abwägung gesamtökonomischer oder volkswirtschaftlicher Interessen.

Brezovszky rettet jedoch sich und das Kraftwerk mit zwei Kniffen:

Erstens beruft er sich auf § 1 des Naturschutzgesetzes, das besagt:

„Der Naturschutz hat zum Ziel, die Natur in allen ihren Erscheinungsformen, insbesondere in ihrem Wirkungsgefüge und in ihrer Vielfalt zu erhalten und zu pflegen; dazu gehört auch das Bestreben, die der Gesundheit des Menschen und seiner Erholung dienende Umwelt als bestmögliche Lebensgrundlage zu erhalten, wiederherzustellen oder zu verbessern."

Diese Bestimmung, so Brezovszky, verlange eine „gesamtökologische Beurteilung".

Zweitens verweist Brezovszky in seinem Bescheid auf den § 7 Niederösterreichisches Naturschutzgesetz, das die Naturschutzgebiete (im Gegensatz zu § 6: Landschaftsschutzgebiete) regelt.

Dort ist eine Ausnahme vom absoluten Verbot schwerer Eingriffe vorgesehen: Wenn der Eingriff zur Abwehr drohender Gefahren für das Leben oder die Gesundheit von Menschen oder schwerer volkswirtschaftlicher Schäden dient, darf gebaut werden.

Wenn nun, sogar im Naturschutzgebiet – das an sich strenger geschützt ist als das Landschaftsschutzgebiet – Ausnahmen möglich sind, dann müsse dies erst recht für Landschaftsschutzgebiete gelten. ▶▶

▶▶ So interpretiert Brezovszky, obwohl das Gesetz eindeutig anderes besagt und kein einziges oberstgerichtliches Urteil Brezovszkys Meinung bestätigt. Sie wird vielmehr von zumindest zwei Universitätsprofessoren für öffentliches Recht, Bernd Raschauer und Peter Pernthaler, als „klar rechtswidrig" kritisiert.

„Nur wenn eine Gesetzeslücke vorliegt", so Raschauer, „ist ein solcher Analogieschluß zulässig."

Die kann aber schwerlich vorliegen, weil sich Brezovszky selbst als „einen der Väter" des erst 1976 beschlossenen Naturschutzgesetzes bezeichnet.

Raschauer: „Hätte der Gesetzgeber eine Ausnahmemöglichkeit im Landschaftsschutzgebiet statuieren wollen, hätte er sie in den Paragraphen eingefügt."

Hat er aber nicht. Dazu Brezovszky: „Das war nicht notwendig. Es gibt keine absoluten Wahrheiten. Für mich ist das die einzige Wahrheit in diesem Bereich."

Doch Brezovszkys Wahrheit kann noch weiter angezweifelt werden. Selbst wenn man nämlich zum – ohnehin schon sehr kühnen – Schluß kommt, die Naturschutz-Ausnahme gelte auch für den Landschaftsschutz, bleibt noch immer die Frage, ob ein Verzicht auf Hainburg einen „schweren volkswirtschaftlichen Schaden" bedeutet oder ob das „Leben und die Gesundheit von Menschen" gefährdet wäre.

Der Verwaltungsgerichtshof verlangt von „schweren volkswirtschaftlichen Schäden", daß sie eine „unerträgliche Beeinträchtigung" darstellen.

Ob Österreichs Menschen und Volkswirtschaft ohne Hainburg aber unerträglich beeinträchtigt wären, wurde noch von niemandem behauptet. Außer jetzt von Brezovszky.

Apropos Verwaltungsgerichtshof: Der hat unter Berufung auf das Nö. Naturschutzgesetz bereits „die Verankerung eines Badefloßes" verboten (6725 VwGH A/65), die „Einzäunung eines Seegrundstücks" untersagt (5595/61), und der Verfassungsgerichtshof hat im Jahre 1974 die „Aufstockung eines Holzhauses auf zwei Etagen" verhindert (7443/74). Alles wegen „Beeinträchtigung des Landschaftsbildes".

„Die einzigen sauberen Lösungen", meinen die Verfassungsjuristen Raschauer und Pernthaler, „wären eine Änderung des Naturschutzgesetzes oder die Rücknahme des Landschaftsschutzes für das betroffene Augebiet gewesen."

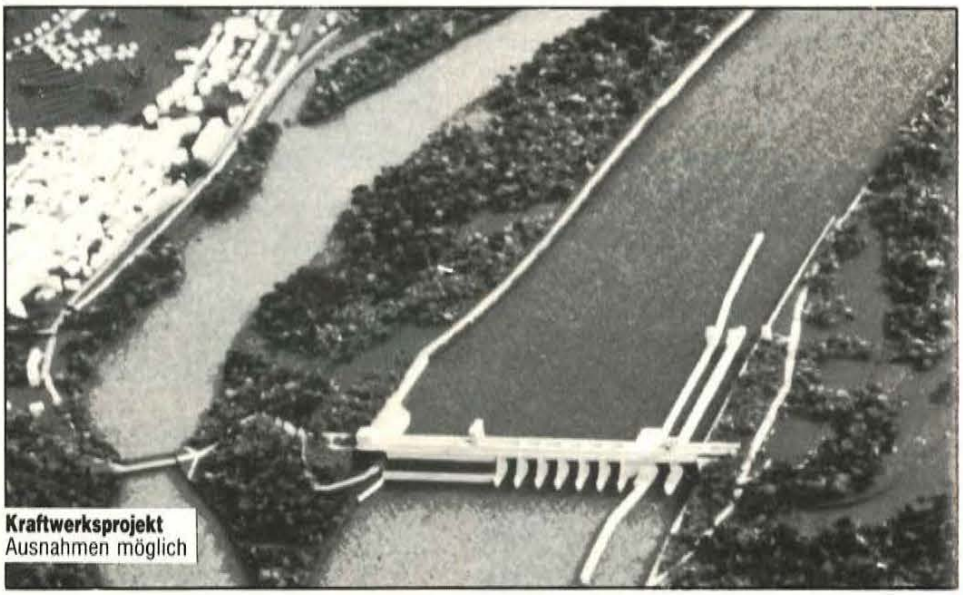
In beiden Fällen wäre freilich die politische Verantwortung auf die niederösterreichische Landesregierung oder den Landtag gefallen – und statt Ernest Brezovszky hätte sich Siegfried Ludwig dem öffentlichen Sperrfeuer stellen müssen.

Wurscht. „Ich fühle mich als Retter der Au", sagt Brezovszky nun und verweist auf die 31 Auflagen, die er der DOKW in seinem Bescheid erteilt hat.

Auflagen, mit denen die Kraftwerksbauer freilich einige Probleme haben werden.

Da fordert etwa Auflage eins, daß „alljährliche Überflutungen des gesamten Auwaldbereiches" unbedingt und ausnahmslos „gesichert sind".

Auflage vier hingegen fordert die „zweijährliche Überflutung des Auwaldes".



Kraftwerksprojekt
Ausnahmen möglich

Und in der Bescheidbegründung schreibt Brezovszky, daß „die rechtsufrigen Augebiete künftig donauhochwasserfrei gehalten werden sollen" und daher eine Hochwasserableitung nur noch „im linksufrigen Augebiet möglich" sei.

Während für Volksbegehren-Anwalt Michael Mayrhofer die Widersprüchlichkeit dieser Auflagen und Aussagen den Brezovszky-Bescheid „eindeutig rechtswidrig" macht, tröstet Brezovszky die DOKW – mit einer überraschenden Neuigkeit: Die Auflagen seien ja gar keine Auflagen, sondern nur „Richtlinien". Eine „Kommission" werde erst später „die beste Lösung ausarbeiten".

Es werden also Auflagen erteilt, die einander nicht nur widersprechen, sondern die nicht einmal – nur so ist Brezovszky zu verstehen – zwingend eingehalten werden müssen.

Insgesamt haben die Juristen der Volksbegehrer 38 Punkte ausgekundschaftet, die die Rechtswidrigkeit des Brezovszky-Bescheides belegen sollen.

Der ist freilich so rechtskräftig wie nur irgendwas. Im Naturschutzverfahren hat nur der Antragsteller (DOKW) Parteienstellung, und die wird sicher nicht zu einem Höchstgericht marschieren.

Im wasserrechtlichen Verfahren wiederum haben die Anrainer zwar Parteienstellung, aber trotzdem keine Chance. Weil Hainburg zum „bevorzugten Wasserbau" erklärt wurde, können Parteien höchstens Entschädigung fordern, aber nicht den Bau verhindern.

Das Gesetz zum „bevorzugten Wasserbau" stammt aus der Zeit des ersten Weltkriegs, wurde dann suspendiert und erst in der NS-Zeit wieder angewendet. Es fußt, so Professor Peter Pernthaler, auf dem Nazi-Grundsatz „Gemeinnutz vor Eigennutz" und beschneidet wesentliche individuelle Rechte.

In ihren Rechten beschnitten fühlen sich auch einige der Gutachter, die für Brezovszky die Entscheidungsgrundlagen geliefert haben.

Darauf bezieht sich der nächste Vorwurf gegen Brezovszky: Verfälschung von Gutachten.

Drei von zwölf Gutachten, hatte Brezovszky von Anfang betont, seien negativ ausgefallen. Drei von zwölf, bestätigte der Jurist vergangenen Donnerstag profil, hätten sich gegen den Bau ausgesprochen.

Und zwar:

- der Oberbaurat der niederösterreichischen Landesregierung Wilfried Tepser;
- der Zoologe Hans Steiner
- und der Psychohygieniker und Biologe Max Piperek.

Zwischendurch fabulierte Brezovszky allerdings auch davon, daß vier Sachverständige gegen das Kraftwerksprojekt votiert hätten. Der Landesrat am 14. Dezember in den „Salzburger Nachrichten": „Ich habe auch gesagt, daß Professor Steiner einer jener vier von zwölf Gutachtern war, die sich gegen das Kraftwerk Hainburg ausgesprochen hatten."

Damit näherte sich der rote Kuenringer zwischendurch jener Zahl, die die Kraftwerksgegner unmittelbar nach dem Brezovszky-Bescheid Ende November in die Expertenschlacht um Hainburg geworfen hatten. Danach seien zumindest fünf Gutachten negativ gewesen.

Des Rätsels Lösung: Brezovszky kann von Rechts wegen die Expertisen nach Lust und Laune würdigen.

Streng genommen ist aber die Mehrzahl der Gutachten im naturschutzrechtlichen Verfahren dem Kraftwerksprojekt gegenüber negativ eingestellt.

Oberbaurat Tepser entschied, „daß die Verwendung von Flächen dieser Dimension für die Errichtung eines Kraftwerkes mit den Zielsetzungen des Landschaftsschutzes nicht in Einklang zu bringen ist". Und: „Zusammenfassend wird von dem für die Beurteilung des Landschaftsbildes bestellten Sachverständigen festgehalten, daß seiner Ansicht nach ein Kraftwerk dieser Dimension mit den für ein Landschaftsschutzgebiet gesteckten Zielen nicht, auch nicht durch Vorschreibung von Vorkehrungen, in Einklang zu bringen ist. Wenn nicht für dieses, für welches sonst denkmögliche Projekt wäre die gesetzliche Schutzregelung zutreffend?"

Hofrat Alfred Gerl, von Brezovszky als positiv wertender Gutachter eingeschätzt, schrieb: „Zusammenfassend und abschließend kann festgestellt werden, daß trotz aller Bemühungen der Projektanten, das Donaukraftwerk Hainburg möglichst landschaftsschonend in die Natur einzubinden, durch großflächige Entfernung bzw. Veränderung des Pflanzenkleides maßgebliche und dauernde Beeinträchtigungen des Landschaftsbildes, vor allem der Eigenart der Aulandschaft hervorgerufen werden. Die vorgeschlagenen Auflagen können die Beeinträchtigung nicht ausschließen, sondern bestenfalls mindern."

Der Hydrologe Wolfgang Burböck enthält sich einer Wertung, stellt aber fest, „daß zum Zwecke der Beweissicherung alle Meßstellen, insbesondere Grundwassermeßstellen, weiterhin beobachtet werden, damit die Überprüfung der geforderten Auflagen, wie zum Beispiel regelmäßige Flutung der Augebiete, möglich ist".

ORF-Tierfreund Otto Koenig bekennt sich zwar zum Bau, meint aber unmißverständlich: „Wollte man nunmehr ein Kraftwerk errichten, stünde das im Widerspruch zum Naturschutzgesetz beziehungsweise auch zu dem von Österreich unterzeichneten Feuchtraumübereinkommen. Bei Meinungsänderung müßte der Gesetzgeber, also in diesem Fall die niederösterreichische Landesregierung, die eigenen Beschlüsse aufheben oder zumindest variieren."



Jurist Raschauer
Klar rechtswidrig

Damit stimmten in erster Instanz zwei Sachverständige gegen das Strom-Projekt, einer enthielt sich der Wertung, und nur Koenig sprach sich – unter Serienauflagen – für den Bau aus.

In zweiter Instanz nominierte Brezovszky drei Gutachter: den Energieexperten und niederösterreichischen Landesbeamten Eduard Nowotny; den Naturschutzdirektor Harald Schweiger und den Ministerialrat außer Dienst Max Piperek.

Während Nowotny für das Projekt votierte, machte Piperek aus seiner Abneigung kein Hehl. Piperek: „Durch den Bau des geplanten Kraftwerks sind dauernde und maßgebliche Beeinträchtigungen bezüglich der psychischen Erholungswirkung für die Bevölkerung und für den Fremdenverkehr zu erwarten . . . Auflagen können daran nichts Wesentliches ändern!"

Offen bleibt, wie Harald Schweiger gutachtete. Die Kraftwerksgegner wollen wissen, daß er sich gegen den Bau aussprach. Brezovszky wertete positiv, und in der Anzeige gegen den Landesrat ist festgehalten, daß Brezovszky Schweiger gedrängt hätte, „sein Gutachten zu ändern, was dieser jedoch ablehnte". Während der Sozialist diesen Vorwurf selbstverständlich dementiert, kann der Naturschutzdirektor diesbezügliche Fragen nicht beantworten. Er steht unter Amtsverschwiegenheit.

Damit sind im naturschutzrechtlichen Verfahren mit Sicherheit drei Gutachten negativ, zwei positiv. Eines ist unbestimmten Inhalts.

Im Amtshilfeverfahren forderte Brezovszky allerdings noch fünf der neun Wasserrechts-Expertisen vom Landwirtschaftsministerium an. Die Gutachten stammen vom Zoologen Hans Steiner, vom Geologen Franz Boroviczeny, vom Forstingenieur Hermann Margl, dem Karlsruher Geologen Viktor Maurin und dem Wiener Gewässerkundler Werner Kresser.

Nicht berücksichtigt wurden vier Untersuchungen, darunter das negative des Limnologen Heinz Löffler.

Von den fünf angeforderten Gutachten ist eines zweifelsfrei negativ. Jenes von Steiner. Ein zweiter Experte, Boroviczeny, wandte sich vergangene Woche an die Volksanwaltschaft – weil er sich „laut Brezovszkys Pressemappe mißbraucht" fühlt. Denn: „Mein Gutachten hat nichts mit dem Naturschutzgesetz zu tun."

Genausowenig wie die anderen Wasserrechts-Expertisen.

Brezovszky legte sich freilich auch noch mit anderen Sachverständigen an.

In seiner Pressekonferenz vom 7. Dezember hatte er Auszüge der Gutachten in einer Pressemappe veröffentlicht. Da wurden wichtige Passagen aus dem Steiner-Papier kopiert, und, so die Anzeige: „Noch weiter ging der Verdächtige beim Gutachten des Wirkl. Hofrat Dipl.-Ing. Gerl, wo er überhaupt willkürliche Zusammensetzungen als authentische Auszüge präsentierte." Gerl zu profil: „Das weiß ich nicht. Ich kenne nicht den Bescheid des Landesrates."

Er könne nur zwei Dinge sagen: Er sei „nicht im mindesten unter Druck gesetzt" worden – und eine Waldfläche dieser Größenordnung zu roden „ist sicher nicht ohne".

Professor Steiner weiß da mehr: Bei Gerl seien für die Pressemappe „Passagen frisch getippt" und bei Tepser ebenfalls Veränderungen vorgenommen worden. Und: „Brezovszky hat die Öffentlichkeit nicht richtig informiert. Ich war sehr geschockt. Ich wäre glücklich, wenn mein Gutachten öffentlich auf den Tisch gelegt wird." ■■

NATURSCHUTZ

Dickicht oder Ur-Au

Der Donaustau bei Hainburg könnte zahlreiche ökologische Folgen haben.

Von St. M. GERGELY

Für den Donaubereich Hainburg ergibt sich eine Eintiefung des Flußbetts von zwei Zentimeter pro Jahr, die ohne das Kraftwerk Hainburg anhalten oder sich sogar noch erhöhen wird." Mit dieser Feststellung verbindet der mit 5. Dezember datierte wasserrechtliche Bewilligungsbescheid des Landwirtschaftsministeriums für das Donaukraftwerk Hainburg (Zl. 14.560/321-I 4/84) weitreichende Konsequenzen: Eine Eintiefung des Flußbetts senke den Wasserspiegel in der Donau und auch im angrenzenden Grundwasser. Letzteres würde sich „nicht nur auf die Heilquellen Bad Deutsch-Altenburg, sondern auf den Bestand des Auwaldes, die Erhaltung des Feuchtbiotops und auf die Qualität des Trinkwassers negativ auswirken" (Bescheidtext).

Fazit: Das Kraftwerk müsse gebaut werden, um Natur und Umwelt zu retten.

Um zu verhindern, daß sich die Donau weiter eingräbt, wenden sich aber die Ökologen gegen die Argumentation der Wasserbehörde, gebe es weit weniger einschneidende Maßnahmen als ein Kraftwerk, das 15 Millionen Kubikmeter Schotteraushub und bis zu 10 Meter hohe Dämme entlang der Donau – von Wien bis Hainburg – erfordert. Die Eintiefung des Flußbetts sei übrigens das Ergebnis von Stauwerken und Regulierungsmaßnahmen im oberen Flußlauf; dies zeige einmal mehr, daß man bei diesen Eingriffen nicht genügend vorausgedacht habe.

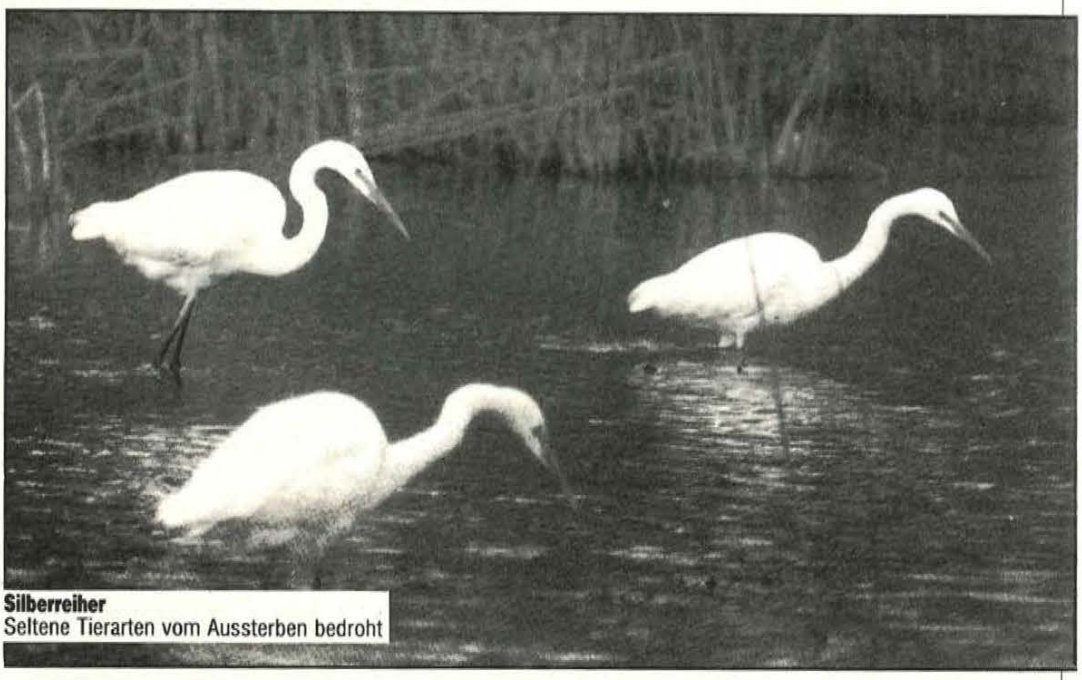
Außerdem ist keineswegs gesichert, daß der Damm bei Hainburg den – im Marchfeld bereits bedenklich abgesunkenen – Grundwasserspiegel stabilisiert: „Wir hatten genau dieselbe Problematik am Oberrhein, nur ein paar Jahre früher", so Dozent Dr. Emil Dister von der Universität des Saarlandes, „und genau dieses Argument hat sich längst als falsch erwiesen." Selbst wenn der geplante Wasserstau ein weiteres Absinken des Wasserspiegels flußaufwärts von Hainburg verhindert, könnte er zusätzlich andere, nachteilige Folgen auf die Umwelt haben.

Insgesamt 682 Hektar Auwald müssen für den Dammbau in einem Gebiet gerodet werden, das seit 9. März 1982 unter Landschaftsschutz steht (Landesgesetzblatt 5500/35-2). Naturschützer kritisieren, daß damit die größte zusammenhängende Ur-Au Mitteleuropas den Baggern zum Opfer falle. Für ÖGB-Präsident Anton Benya ist sie dagegen lediglich ein „Dickicht".

Tatsache ist, daß etwa die Stopfenreuther Au im wesentlichen durch die Donau-Regulierung im Jahre 1870 entstanden ist. Auch wenn deshalb die Bezeichnung „Ur-Au" unpassend scheint, sind die Auwälder trotzdem eines der letzten großen sogenannten Feucht-Biotope Europas – einem Bericht des Europarates zufolge hat Frankreich nur mehr 74 Quadratkilometer Auwald, die Benelux-Staaten sind so gut wie aulos, und in der Bundesrepublik Deutschland gibt es nur mehr Augebiete im Ausmaß von insgesamt etwa 300 Quadratkilometer.

Derartige Feuchtgebiete sind nicht bloß eine Brutstätte für die Gelsen: Fast die Hälfte aller höheren Tierarten ist dort heimisch: 13 Prozent der Säuger-, 50 Prozent der Vogelarten, ein Gutteil der Reptilien und so gut wie alle Lurch- und Fischarten. Wurden diese durch Trockenlegung von Sümpfen und wassertechnische Eingriffe bisher weitgehend dezimiert, besteht nun die Gefahr, daß zahlreiche seltene Tiere und Pflanzen endgültig aussterben. Um das zu verhindern, trat Österreich am 16. April 1983 dem „Ramsaer Abkommen" zum Schutz von Feuchtgebieten und am 1. September 1983 dem „Berner Abkommen" zur Erhaltung wildlebender Pflanzen und Tiere und ihrer natürlichen Lebensräume bei.

Während die Naturschützer einhellig die Auffassung vertreten, Österreich verletze mit dem Bau des Donaukraftwerks Hainburg diese Abkommen, argumentieren die Befürworter, es bliebe ohnehin ein Teil des Auwaldes erhalten. Je etwa drei Dutzend Auflagen der Wasserrechts- und der Naturschutzbehörde stellten sicher, daß die Anliegen der Ökologen nicht zu kurz kämen. Maßgeblich seien dabei die bescheidmäßig vorgeschriebenen Überstromanlagen und Dotierungsbauten – Vorrichtungen zur künstlichen Bewässerung der Donau-Umgebung (dabei wird Wasser an den Turbinen vorbeigeleitet, und die Stromleistung des Kraftwerks sinkt). Derartige Auflagen seien jedoch weitgehend sinnlos, entgegnen die Naturschützer, denn bei den bisherigen Kraftwerksbauten seien nicht einmal die geforderten Bedienungsvorschriften für die Bewässerungsanlagen zustande gekommen; es habe sich außerdem gezeigt, daß Landwirte und Waldbesitzer meist uneins seien, wann man Trockenheit oder Nässe herbeiführen solle. Die Kraftwerksbetreiber seien von vorn-



Silberreiher
Seltene Tierarten vom Aussterben bedroht

herein gegen jede Bewässerung, weil dadurch ihr Gewinn geschmälert wird.

Der Eingriff in den Wasserhaushalt beeinflußt aber nicht nur die Überlebensfähigkeit der Auwälder von Fischamend bis Hainburg (und damit letztlich auch die Lebensgrundlage für Fischer und Jäger), sondern wirkt auch auf das Klima im Marchfeld: Millionen Bäume stellen gewissermaßen einen „Verdunstungsschwamm" (Dozent Dr. Bernd Lötsch) dar, der für die Landwirtschaft in bis zu 60 Kilometer Entfernung wichtig ist. Jede Dezimierung der Au hat deshalb auch wirtschaftliche Folgen.



Aulandschaft Hainburg
Letzte große Au in Europa

Die Zusammenhänge zwischen Flußregulierungen bzw. Dammbauten und dem Grundwasserspiegel der Umgebung sind so komplex, daß exakte Voraussagen derzeit kaum möglich sind. Es wurde aber nicht einmal untersucht, kritisiert der Geologe Dr. Josef Lueger, wo beispielsweise das Wasser der Heilquellen von Bad Deutsch-Altenburg herkommt. Es sei daher keineswegs auszuschließen, daß die Quellen infolge des Dammbaus entweder versiegen oder mit kontaminiertem Grundwasser verschmutzt würden. Auch der Hydrogeologe Professor Dr. Michael Schuch ist der Auffassung, es werde „mit aller Wahrscheinlichkeit bei den Heilquellen etwas passieren".

Während die quantitativen Auswirkungen auf den Wasserhaushalt derzeit als weitgehend unvorhersehbar klassifiziert werden müssen, ist wahrscheinlich, daß die Qualität des Wassers durch den Stau gefährdet ist: Unbestritten dürfte sein, daß das Kraftwerk Hainburg die Fließgeschwindigkeit der Donau deutlich verlangsamt; die Selbstreinigung des Wassers wird dadurch verringert – ein Effekt, der vor allem die Trinkwasser-Versorgung Wiens betrifft, denn 20 bis 30 Prozent davon kommen aus dem Grundwasser des Augebietes entlang der Donau. Schon jetzt ist das Donauwasser bei Deutsch-Altenburg, so der Grazer Hygieneprofessor Dr. Josef Möse, eine „bakteriell durchsetzte Brühe". Mit Sicherheit sei damit zu rechnen, daß beim Aufstauen ufernahe Trinkwasserbauten infiziert und Grundwassergebiete verseucht würden. Auch der frühere Wiener Umwelt-Stadtrat Peter Schieder ortete die Gefahr, daß das Stauwasser weniger Sauerstoff und mehr Schadstoffe enthalte und in der Folge das Grundwasser im Wasserschutzgebiet der Lobau gefährden werde. Wenn man als vorbeugende Maßnahme das Ufer abdichte, sei unklar, woher dann das Lobau-Wasser – immerhin 80.000 Kubikmeter Trinkwasser pro Tag – herkomme.

Dr. Dan L. Danielopol vom Limnologischen Institut der Österreichischen Akademie der Wissenschaften untersuchte im Auftrag des Gesundheitsministeriums den Einfluß organischer Verschmutzung auf das Grundwasser-Ökosystem der Donau im Hinblick auf den geplanten Kraftwerksbau und kam zu wissenschaftlich fundierten Prognosen: Große Mengen organischer Stoffe aus den Abwässern Wiens würden zweifellos ins Grundwasser an beiden Ufern der Donau infiltrieren. Die dadurch bedingte Abnahme an gelöstem Sauerstoff verlangsamte dann den Abbau der Schadstoffe. „Parallel dazu wird die Ansammlung giftiger Schwermetalle begünstigt", so Danielopol.

Bei früheren Kraftwerksbauten kann man diese Vorgänge klar nachweisen: Entlang der Stauseen Ottensheim-Wilhering und Ybbs-Persenbeug verringerte sich der Sauerstoffgehalt im Grundwasser drastisch; Eisen und Mangan lösten sich und verschlechterten damit die Trinkwasserqualität. Die geringere Strömungsgeschwindigkeit der Donau im Rückstauraum Ybbs-Persenbeug führte zu stärkerer Bodensedimentierung. Hinter dem Staudamm bildeten sich stark organisch belastete Schlammablagerungen. Feine Partikel von Sediment und organischen Stoffen verstopften nach und nach das Flußbett.

Diese Auswirkungen sind offenbar auch der niederösterreichischen Naturschutzbehörde bekannt: Im Hainburg-Bescheid findet sich die Auflage, mit einer Aufstauung des Wassers dürfe „erst zu jenem Zeitpunkt begonnen werden, in dem die Kläranlagen der Stadt Wien voll einsatzfähig sind". Damit ist jedoch frühestens in fünf Jahren zu rechnen. ■■



Ex-Umweltstadtrat Schieder:
Wiens Trinkwasser in Gefahr

Walter SCHWARZ besuchte verhinderte Holzarbeiter im Dorfwirtshaus.

AUS LEIDENSCHAFT HOLZ FÄLLEN

Schwielen an den mehr als kräftigen Händen. Bruder-Baum-Spuren unter den Fingernägeln. Verwitterte Gesichter. 35 Jahre alt ist er, sagt einer von ihnen. Ich hätte ihm zehn Lenze mehr gegeben. Ungeschaut.

Sie sitzen in der verrauchten Wirtsstube zum „König Ottokar" in Schloßhof. Einige hundert Meter weiter macht Österreich Schluß an der March. Zum Greifen nahe die Lichter Preßburgs.

Au-Weh flimmert im Fernsehkastl. „Österreichbild." Jagdszenen aus Stopfenreuth. „Da kommt der Borkenkäfer aus dem Wald", dringt ein Kommentar aus der Tischrunde. Kehliges Lachen.

Ihr Leben ist Holzfällen. Und werden sie am Hacken gehindert, stehen, sitzen, liegen Kettensäge bei Fuß, so wie am Kriegsschauplatz Hainburg, dann ist der Lebensrhythmus gewaltig gestört. Da ist der Streß des Nichtstuns, „da rauchst 40 Zigaretten, weilst auf amol an Hunger hast, bist ang'fressen", klagt ein unlustig gewordener Holzhackerbua.

Nett von den DoKW, daß sie ihnen wenigstens Tee und Würstel herbeigeschafft haben. „Mit an Strick von der Hainburger Bruckn obe."

Seit die Au-Welt mit Demonstranten verschlagen ist, ist die Schläger-Welt aus den Fugen geraten. „Schnell, schnell, zur Sagl, da san schon wieder Demonstranten. Zwa Bam hob i umgschnitten, auf amol san schon wieder 20 Schwanzerln an mir g'hängt."

Die Angst des Holzfällers vor dem Zwischenfall.

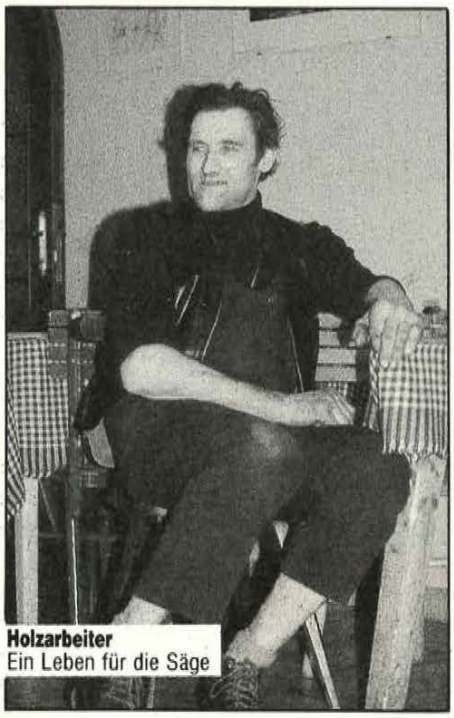
Nie habe es solche Zwischenfälle gegeben. Bei drei Donaukraftwerken, immer stromabwärts, habe er gerodet, meint der Holzhacker-Partieführer Franz L. Bis Greifenstein ist er gekommen – und in Hainburg soll's plötzlich nimmer gehen?

Nicht daß sie auf die Au-Schützer unbedingt böse wären. Sie können sie nur nicht verstehen. „80, 90 Prozent wissen doch net, warum sie überhaupt dort sind. Vor einem Jahr hat sich ka Mensch um die Au gekümmert. Des san Fanatiker, Mitrenner, wia bei an Wandermarsch", sagt Holzfäller Michael M.

„Hörst, geh ham, was mochst denn da", hat er zu einem Au-Schützer gesagt. „Dann flieg i von der Uni", habe ihm dieser zur Antwort gegeben.

„Bua, schleich di, sonst druck i da ane", grobste Partieführer Franz L. einen Demonstranten an, der sich ihm in den Weg stellte. „Sagen Sie das mit Ihrem Namen, damit ich Sie anzeigen kann", habe der „Rotzbua" zu ihm gesagt. „Da hat's mir schon den Mogn z'sammzogen."

Wenn's zu einem Baustopp kommt in der Au, meinen die Holzfäller, „dann



Holzarbeiter
Ein Leben für die Säge

haben wir wegen jeder Kleinigkeit a Demonstration in Österreich, an Zwergerlaufstand". „So ist es", nickt sich die Runde zu.

Holzfällen, sagen sie, ist eine *Leidenschaft*. „Es treibt di dazua." Es treibt sie dazu, tage-, wochenlang unrasiert und fern der Heimat in den Wäldern zu verbringen, „wie Pech und Schwefel" zusammenzuhalten, „echte Freundschaft, Kameradschaft" zu erleben. „Z'sammg'schossen" sind die Arbeitspartien, jeder Griff muß sitzen, „und wennst nix mehr taugst, muaßt hamgeh".

Akkordarbeit. Hackeln = Geld. Nix hackeln = nix Geld. Kein Kollektivvertrag. Kein Dreizehnter, kein Vierzehnter. Akkordarbeit. Hackeln = Geld. Nix hackeln = nix Geld. Seit dem 15. Lebensjahr macht er das so, sagt der 50jährige Holzfäller Karl K. Die Frau führt zu Hause die Landwirtschaft. Drei Kinder. Arm sei er nicht, solange er hackelt.

Wenn sie hackeln (dürfen), können sie auf 1000 Schilling im Tag kommen, im Gebirge auch auf mehr. Die Stopfenreuther Faustformel hätte gelautet: rund 100 Schilling für den Festmeter. Zehn Meter pro Tag = 1 Blauer.

Manche Leut', „Büffel", wie die Holzfäller sagen, „heben" bis zu 30 Meter am Tag. Ihr Leben ist Holzfällen. Der „Kampf mit der Natur". Je härter, desto besser. „Die Herausforderung des Menschen – wie beim Bergsteigen."

Die schönsten Hacker-Erlebnisse, erzählt Partieführer Franz L., habe er beim Holzfällen in der Felsregion gehabt. Felswände, 70 bis 80 Prozent Steigung. Nur mit Steigeisen sei das zu machen gewesen. Höllisch habe man aufpassen müssen, „daß di de Stana net derschlagn". „Getaugt" habe ihm das.

Einmal habe der Chef „an Stecken in Haxn" bekommen. Steckn = Ast. Der schwerverletzte Chef starb an einer Fettembolie. „Da kummst nimmer los", sagt Partieführer Franz L. Er selbst sei schon mit dem Kreuz bedient. Die Bandscheiben sind hin. Zweimal war er auf Kur.

„Im Gebirg'", weiß Holzhacker Peter R. aus der Lunzer Gegend, „da gibt's noch lustige Leut'." Besonders im Sommer. Drei Uhr früh aufstehen. Wenn's „grab" (= grau) wird, geht's in den „Schlag". Bis sieben, acht Uhr, zur ersten Jausenzeit, „sollst schon die halbe Schicht haben". Um elf „haust den Reamen abe". Ab vier Uhr nachmittags geht's weiter, im Hochsommer oft bis neun Uhr abends. „Wennst ganz oben sitzt am Berg", sagt der Holzhacker Peter R., „dann denkst dir: Mein Gott, ist die Welt schön, und wia klan is der Mensch." Im Frühjahr, im Sommer „gehst mit dem Tag mit", sagt Peter R. Und im Herbst „druckt's uns oba".

„Jetzt bist unten in der Hainburger Au", scherzt einer in der Runde. Das Lachen hält sich in Grenzen. ■■



Lager sechs
Topfengolatschen von draußen

Foto: Horst Christoph

Für die Erhaltung des Naturschutzgebiets von Hainburg lebt Horst CHRISTOPH seit einer Woche im Lager 6 bei Stopfenreuth.

WEIHNACHTEN IN DER AU

Sonntag, 16. Dezember, 17 Uhr. Der Haufen, der aus der wohligen Wärme des Busses quillt, ist ein recht verlorener. Versorgt mit zwei Basisbelehrungen – „keine Gewalt", „keinen Alkohol" – stolpern fünfzig Leute ins eisige Abenddunkel von Stopfenreuth.

Zwei davon sind Dorte und ich. Nach der Attersee-Matinee im Museum des 20. Jahrhunderts haben wir noch einmal kurz überlegt. Sind wir nicht eigentlich zu alt, um uns im Dezembernebel in eine feuchte Au zu legen? Sollten wir nicht am nächsten Tag unseren Kindern das Schulfrühstück machen? Und heute abend den Adventkranz anzünden?

Aber dann haben wir doch gepackt und uns warm angezogen. Charlotte würde ohnehin erst am späten Abend zurückkommen – aus der Au. Und Nikola sagt sowieso immer: „Drehts das Licht ab, sonst kommt Hainburg."

Jetzt stehen wir am Info-Stand der Naturschützerzentrale in Stopfenreuth, bekommen einen kopierten Lageplan, „Tips zum gewaltfreien Widerstand" und die Empfehlung, Lager 2 sei voll, Lager 5 oder 6 günstig erreichbar.

Ein gut bepacktes Dutzend trabt los, auf einer eisigen Forststraße über den Hubertusdamm Richtung Osten.

Das Lager 6 ist neu. Keines der „Veteranen" der ersten Woche, sondern angelegt für die vielen, die jetzt in die Stopfenreuther Au kommen, um gegen den für Montag angekündigten Rodungsbeginn zu protestieren. Geschützt durch zwei Barrikaden aus Klaubholz – wie Land-art-Objekte sechs Meter in den Himmel ragend – kuscheln sich ungefähr siebzig Zelte in der Mitte einer Lichtung zusammen, beleuchtet von fünf oder sechs Feuerstellen.

Gleich nachdem wir ankommen, gibt's ein chaotisches „Plenum". Es müssen sich erst einmal gutgemeinte Vorschläge zu Tode laufen. „Glory, glory, Halleluja", sollen wir singen, wenn Polizei auf uns zugeht. Stehen oder sitzen, wird diskutiert. Einer schlägt sich als Sprecher des Lagers gegenüber der Polizei vor.

Gegen Mitternacht krieche ich in den Daunenschlafsack, angezogen mit Anorak, Mütze und Schuhen. Wir haben kein Zelt mitgenommen, liegen im Freien, einmal beginnt es kurz zu schneien. Wir wärmen einander durch „Löffeln": Seitlich aneinandergedrückt, wie das Besteck in der Schatulle, alle halbe Stunden umdrehen.

Mir ist nicht kalt, aber ich schlafe höchstens eine halbe Stunde. Ich habe Angst. Wie ist das, wenn man Polizei gegenübersteht? Wie reagiert man? Um halb fünf ruft mich der Charly zum Wachestehen.

Wir sind fünf, um ein Feuer herum, vor der ersten Barrikade. Zehn Meter von uns steht ein Gendarmerie-VW-Bus schon die ganze Nacht mit laufendem Motor. Die Gendarmen sind müde, wechseln sich beim Schlafen ab. Wenn wir näher als fünf Meter an den Bus herangehen, werden Blinklichter eingeschaltet.

Manchmal kommt ein Gendarm zum Feuer. Wir reden über ihre Überstundenregelung, über Weihnachtseinkäufe. Kommt das Gespräch auf die Au, bitten sie, das Thema zu wechseln.

Die Gerüchteküche dampft. Während all der Tage, die ich da draußen sein werde, vergeht keine halbe Stunde ohne Meldung über eingekreiste Lager, anrückende Cobras, Boote, die zum Sturmeinsatz über die Donau ansetzen. Sogar Kanonen werden auf der Hainburger Brücke gesichtet.

Die Psychowaffe gegen die Gerüchte ist der Witz. Stündlich werden neue geboren. Etwa über Blechas neue Wunderwaffe: winterfeste Gelsen. Oder wie die von Sinowatz angekündigte österreichische Lösung ausschauen könnte: in Naßbauweise ein halbes Kraftwerk im Burgenland.

Vor sechs kommt eine Meldung, die kein Gerücht ist. Die Schlägerungsarbeiten beginnen, zwei Kilometer von uns entfernt. Die Reaktion im nachtdunklen Lager 6 ist chaotisch. Etwa siebzig Leute rennen los, in die Richtung, aus der die Motorsägen zu hören sind. Die Hälfte verirrt sich zwischen den Furten, einige schaffen es.

▶▶







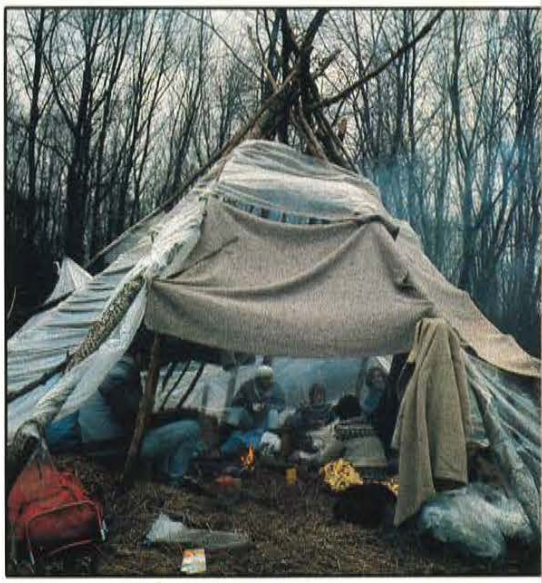


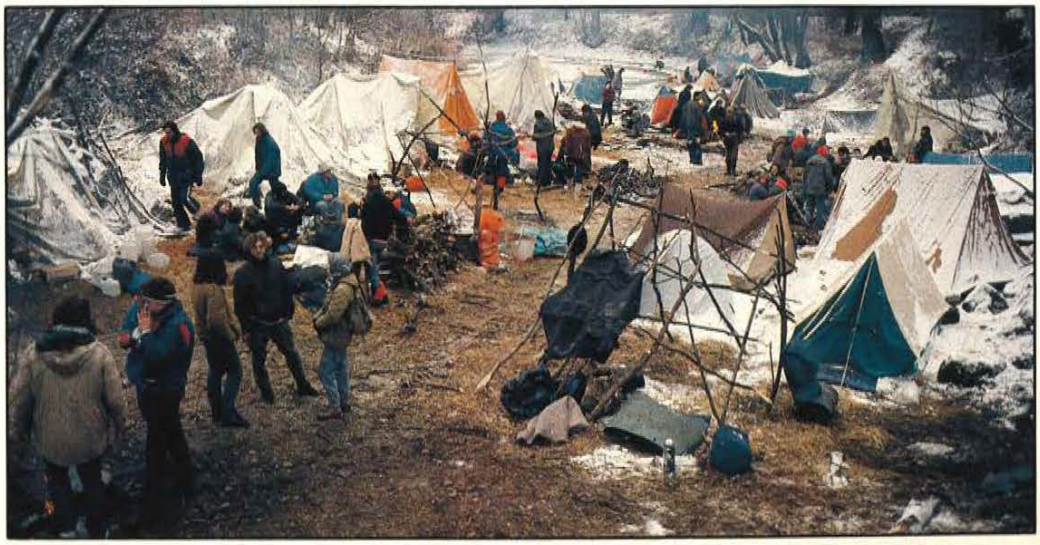

Warum Hainburg?
Wir haben zuviel Strom!
ALTERNATIVE LISTE











Fotos von Norbert Noë, Christiano Tekirdali und Viennareport

vsstö-Wien

Da unsere seit langem klaren Positionen zum Themenkomplex Hainburg in den Medien verfälscht oder nicht gemeldet werden, sehen wir uns zur Klarstellung auf diesem Weg gezwungen:

Sofortiger Rodungs- und Baustopp in Hainburg

- Bauaufschub bis zu den höchstgerichtlichen Entscheidungen
Solidarität mit der Au-Besetzung trotz

Ablehnung des Konrad-Lorenz-Volksbegehrens

- Gegen jeden Versuch eines gewaltsamen Vorgehens der Exekutive
- Das Volksbegehren ist in seiner Beschränktheit nicht geeignet, einen befriedigenden Beitrag zur Lösung der ökologischen Probleme zu leisten
- Die Öko-Bewegung ist keineswegs mit dem Volksbegehren identifizierbar

Sicherung der Arbeitsplätze der betroffenen Bauarbeiter

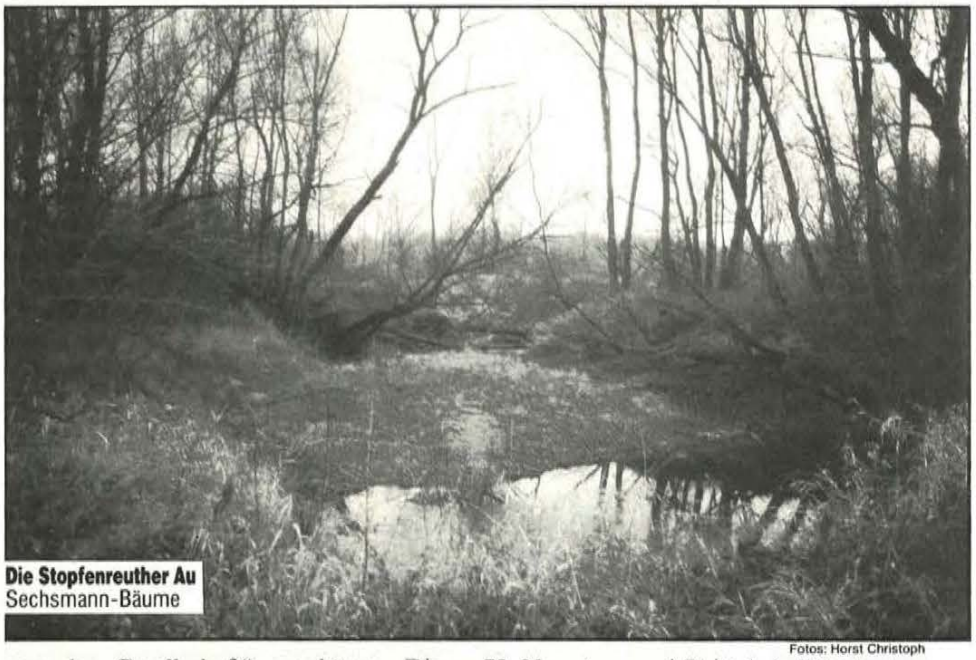
- Eine Polarisierung zwischen Öko- und Arbeiterbewegung muß unbedingt vermieden werden
- Allen Versuchen, einen Keil zwischen Studenten- und Arbeiterbewegung zu treiben, muß entschieden entgegengetreten werden

Verband Sozialistischer Studenten/innen Österreichs – Sektion Wien
1010 Wien, Schmerlingplatz 2,
Tel. 43 71 11, 43 24 68

▶▶

Wir stehen weiter bei unserer Barrikade, die Gendarmen ebenfalls. Um acht Uhr wird in den Nachrichten bestätigt, was wir schon wissen. Die Schlägerungen sind eingestellt. Neidvoll wird mir die ungeheure Wirkung des Mediums Radio in einer solchen Situation bewußt. Da kann keine Zeitung und Fernsehen erst recht nicht mit. Das gemeinsame Radiohören an den Feuerstellen wird zur Kulthandlung. Die stündliche Spitzenmeldung in den Nachrichten gibt die Bestätigung, daß das, was hier geschieht, in ganz Österreich registriert wird.

Montag, 17. Dezember, 9 Uhr. Abwanderung setzt ein. Erst jetzt wird deutlich, wie viele da sind, die nicht den „Randgruppen der Gesellschaft" angehören. Die, ohnehin zu spät, wieder arbeiten müssen, Kinder versorgen, Termine einhalten. Auch wir wollen wieder heim, aber wir sind Privilegierte. Die Kinder sind groß, die nächste profil-Nummer würde erst Ende Dezember erscheinen.



Die Stopfenreuther Au
Sechsmann-Bäume

Fotos: Horst Christoph

Das Lager beginnt ein kleines Dorf zu werden. Um die Feuerstellen werden aus toten Stämmen „Tipis" gebaut, bis zu fünf Meter hoch, mit Plastikfolien umwickelt. Die Tipis sind die festen Punkte im Dorf, die „Familien"-Sitze. Um sie herum stehen die Schlafzelte. In einem sind zwei Plätze freigeworden, die wir belegen können.

Am Eingang des Dorfs steht ein Zelt aus Strohballen. Dort wohnt mit seiner Familie Karl Prantl, 61, einer der wichtigsten österreichischen Bildhauer. Seine Meditationssteine stehen in Japan, in den USA, in der CSSR, in ganz Westeuropa. Auch Prantl wollte nur für eine Nacht kommen und ist geblieben.

Die Menschen im Lager sind bunt gemischt. Die Maturantin aus Hainburg hat am Sonntag bei der Feldmesse vorsichtig bei einer Professorin gecheckt, welche Folgen das Fernbleiben vom Unterricht haben könnte. Ein HTL-Lehrer aus St. Pölten verbringt jeden unterrichtsfreien Tag hier. Ein Vorarlberger praktischer Arzt läßt sich für zwei Tage vertreten und fährt in die Au. Ein Wiener Handelsvertreter macht am Nachmittag Kundenbesuche und ist über Nacht im Rodungsgebiet.

Alle Bundesländer sind im Lager repräsentiert und alle Altersgruppen, von 15 bis 70. Nur etwa zwei Drittel sind Studenten. Müßte ich „typische" Hainburg-Naturschützer nennen, so wären es vielleicht aus ländlichen Gegenden stammende jüngere Menschen, die in der Stadt leben. Manfred, mit dem ich Batterien für die Funkgeräte ins Einser- und Zweierlager bringe, kommt aus dem Lavanttal und studiert in Graz. Elisabeth, die mit ihrem Mann in unserem Tipi wohnt, stammt aus der Melker Gegend und lebt in Wien.

Dienstag, 18. Dezember. Das Lager hat sich konsolidiert. Es hat sich herausgestellt, wer mit Hand und Fuß argumentiert und wer nur g'schaftelt. Mike, am Funkgerät, teilt die Wachen ein. Die Nahrungsversorgung klappt. Einmal, als sie am Montag ausgefallen war, ist der Donauwirt, der mit seinem Auto ungehindert die Sperren passiert, eingesprungen. Sein Gasthaus, nur ein paar hundert Meter von Lager sechs entfernt, hat ein WC mit einem uner-



Barrikaden aus Klaubholz
Land-art in der Au

schöpflichen Vorrat an Klopapier und ein Telefon.

Wichtig ist die Verbindung mit draußen, das Feedback unserer Anwesenheit hier drinnen. Das funktioniert auf vielen Ebenen. Vom älteren Ehepaar aus Stopfenreuth, das zehn Topfengolatschen ins Lager bringt, über Bauern, die Äpfel abliefern, bis zum Hainburger Primararzt, der seine Wohnung in eine Dusch-, Atz- und Schlafstelle für Naturschützer verwandelt hat. Kaum einmal fährt der ÖH-Bus in Wien weg, ohne von Privatpersonen mit Decken, alten Mänteln, Moonboots oder Obst versorgt zu werden.

Unterschwellig hat Angst die Au ergriffen. Die radikalen Töne der Gewerkschaftsführer lassen für die angesagte Belegschaftsdemonstration der Kraftwerksfirmen Schlimmes befürchten. Wir sind nicht hergekommen, um uns gegen Arbeiter zu stellen. Von der Zentrale werden wir immer wieder vor Rechtsradikalen gewarnt. Ein Dutzend soll im Augebiet sein, einer schaltet sich immer wieder in den Funkverkehr ein und verkündet „Dreinhauen"-Parolen.

Dienstag mittag fahre ich in die Stadt. Alles kommt mir komisch vor, der Verkehr, die Werbung. Ich schaue in der profil-Redaktion vorbei. Ob ich etwas schreiben will? Eigentlich bin ich nicht deshalb in der Au, ich wollte am Donnerstag wiederkommen und meine angesagte Geschichte über Pasolinis „Salò" machen. Eigentlich wollte ich den Journalisten und den Naturschützer nicht durcheinandermischen. Aber ich könnte – vom Sonderheft war noch nicht die Rede – nach Weihnachten eine Reportage über das Lager schreiben.

Das Baden daheim war herrlich, die Kinder lieb, aber ich habe immer an das Sechser-Dorf gedacht.

Im Bus zurück treffe ich Hias, meinen Mitschüler aus dem Gymnasium in Innsbruck. Er ist Chirurg in einem Wiener Krankenhaus und zusammen mit seinem Bruder auf dem Weg in die Au. Im Radio hören wir von der abgesagten Demonstration und der Erklärung der Stopfenreuther Au zum Sperrgebiet. In einer Gruppe von 30 Leuten umgehen wir in der Dunkelheit die Gendarmeriekontrolle. Ich freue mich richtig, wieder im Lager zu sein, am Abend gehen wir zum Wirt.

Mittwoch, 19. Dezember, 8 Uhr. Es wird geschlägert. Die Motorsägen kreischen, Bäume krachen. Eine größere Gruppe aus unserem Lager ist zur Verstärkung unterwegs. Wir wollen aber vermeiden, daß es uns geht wie denen in Lager eins, die durch einen falschen Funkspruch aus ihrer Mulde gelockt wurden. Das Lager eins, erfahren wir, gibt's nicht mehr. Wir gehen vor bis zur Furt, wo die Polizisten mit Helmen stehen und aus einem Feuerwehrschlauch Naturschützer naß spritzen.


Plenum im Lager
„Glory Halleluja"

Inzwischen kommen, in größeren und kleineren Gruppen, immer neue Menschen in die Au – Hunderte, die, seit die Busse schon in Eckartsau aufgehalten werden, oft zehn Kilometer zu Fuß marschiert sind. Ganze Schulklassen, denen der Lehrer freigegeben hat, Busse aus der Steiermark und aus Kärnten. Die Bevölkerung der Umgebung hat mit Pkw einen Pendeltransport für Demonstranten eingerichtet, in Witzelsdorf weht eine schwarze Fahne.

Bei einem Lagerplenum zu Mittag wird diskutiert, ob wir alle geschlossen ins Schlägerungsgebiet gehen sollen. Die Neuen, von denen viele am Abend wieder weg müssen, möchten verständlicherweise „etwas tun". Die Mehrheit ist dagegen. Unser Lager soll nicht gefährdet werden. Die Au-Besetzung, davon sind jetzt fast alle überzeugt, geht weiter. Weihnachten im Au-Lager ist für viele eine Realität.

Am Nachmittag entspannt sich die Atmosphäre. Wir wandern durch die dämmrige Au, vorbei an einem Baum, den sechs von uns gerade umspannen können. „Zum Abendessen", ruft einer, „gibt's Kamelschnitzel vom Gaddafi!"

Der Donauwirt hat geschlossen – ein offenes Gasthaus in einem Sperrgebiet wäre doch etwas zu österreichisch –, so beschließen einige, nach Stopfenreuth, zum Kaider, auf ein Stehviertel zu gehen. Ich rufe die Redaktion an, erfahre vom profil-Sonderheft und daß morgen mittag Radaktionsschluß ist.

Die Filme, die ich verschossen habe, sind im Lager, so muß ich noch einmal zurück. Soll ich jetzt mit dem Presseausweis durch die Sperre gehen? Ich begleite aber doch die Elisabeth auf dem Schleichweg. Am Ende von Stopfenreuth steht jetzt auch ein Gendarmerieauto, so klettern wir über einen Gartenzaun und sind bald auf dem dunklen Hubertusdamm.

Donnerstag, 20. Dezember, 13.30 Uhr. Diese Geschichte ist jetzt fertig, ich muß sie nur noch in die Redaktion bringen. Dann fahren wir wieder in die Stopfenreuther Au. Ich freue mich schon auf das Lager sechs. Charlotte ist mit ihren Freunden auf dem Weg, Nikola fährt mit Dorte und mir. Wir haben jetzt unser eigenes Zelt mit. ■■

Bis zu diesem Morgen habe ich diese Gewalt nicht gekannt. Der Sturm auf die Au begann um 6.28 Uhr, dann ging alles unheimlich schnell. Von Marianne ENIGL

„IHR SCHWEINE!"

Keuchend sind sie die Böschung heraufgestürmt. Die Schlagstöcke gezückt, hochgereckt, als wollten sie eine Meute wild gewordener Hunde erschlagen. Oben, auf der Dammkrone, knüppeln sie ein. Wohin es trifft. Vor ihnen die Zusammengetriebenen. Da drängt ein Offizier durch, reißt zweien die Gummiknüppelarme hoch. Ruckartiges, von Mann zu Mann sich fortsetzendes Einhalten. Mit schwer sich hebender Brust stehen sie da. Rote Gesichter, in denen gerade noch etwas wie Lust gewesen war. „Ihr Schweine!!!" Ich, ich bin es, die ihnen das entgegenschreit. Keiner ruft mit. Ich habe das Prinzip der Gewaltlosigkeit, des Nicht-Provozierens durchbrochen. Es ist Mittwoch morgen, der 19. Dezember. Und es ist gerade erst hell geworden in der Stopfenreuther Au, nahe der österreichisch-tschechischen Grenze an der Donau.

Fast ein Schlachtengemälde: Österreich 1984. Zelte, Stroh-Iglus, Lagerfeuer, der bunte Haufen der Besetzer, Naturschützer auf der einen Seite. Hektische Funksprüche: „Stellung nicht mehr zu halten", „Müssen Ostflanke aufgeben", „Brechen jetzt durch", die uniformierte Staatsmacht mobil gemacht, auf der anderen. Antiterroreinheiten. Kobra-Leute sollen, als Demonstranten getarnt, schon in der Nacht den Lagereingang besetzt haben. Das Tor stand offen, als die Truppen kamen.

Gekommen sind sie nach eineinhalb Wochen des gelebten Protests. Es war Punkt 6.28 Uhr, als sie im Laufschritt aus Nebel und Nacht auftauchten, eine unheilvolle Kette. Hinten nach die Holzfäller mit ihren Motorsägen. Befehle: „Aufschließen!" – „Zweiter Zug hierher!"

Massen Uniformierter machen mir Angst. Stahlhelme machen mir Angst. Ich weiß wenig vom Dreck, von der Gewalt eines Krieges. Mein Vater hat darüber geschwiegen. Ich weiß, bis zu diesem Tag, nichts von dieser Gewalt. Ich habe nur den Ausweis mit Blutgruppe in die Innentasche des Anoraks gesteckt.

Eine nervöse Nacht. Zusammenhockend, ins Feuer starrend, nur wenige schlafen. Lager vier der Besetzer, direkt unter der Donaubrücke, ist das für die Einsatzstrategie günstigste. In den Zelten nicht einmal ansatzweise Besprechung von Gegenstrategien. Um fünf geht Markus – er wird dann am Vormittag aus Erschöpfung und Enttäuschung einfach bewußtlos zusammenbrechen – noch durch. „Alles o.k., Leutln, es war a ruhige Nacht, wir erwarten einen ruhigen Tag, legts euch nieder." Um sechs wird im Licht der TV-Kameras die rotweißrote Fahne gehißt, die Bundeshymne gesungen. Gendarmen plaudernd mit dabei. Als einer der Neonazis (angeblich zehn, sie werden vom bekannten Gottfried Küssel angeführt) etwas von „Polizeistaat" schreit, wird er von den anderen ausgepfiffen. Plötzlich Schreie. „Es geht los! Leutln, aufstehn!" Schlaftrunkenes, übermüdetes Entsetzen. Auf einmal wird drüben ein Bagger gestartet, sie stürzen hin, werfen sich ihm in den Weg, die Gendarmen zerren weg. Immer wieder. Bis die Uniformierten müde sind, aufgeben. ORF-Redakteurin Elisabeth Guggenberger wird mit der Gummiwurst die Handleuchte weggeschlagen, als sie das Geschehene filmen will. Gendarmeriehunde springen sie an, die Beamten toben, „Arschloch", „Mafiarundfunk". Ich will nur weg, rauf auf die Brücke, nicht da drunter sein, der Wille, das alles festhalten zu müssen, ist stärker.

Langsam dämmert es, die ganze Aktion mit ihrer Strategie wird sichtbar. Drunten die Zelte sind eingekesselt, auf der Brücke singt die Jazz-Gitti, man will sie wegzerren.

Von weit weg der Lärm der Motorsägen, „die roden schon!" Links ackert ein Caterpillar durchs Gestrüpp. Auf ihm festgeklammert ein Mädchen, Burschen, rundum Gendarmen mit kläffenden Hunden. Bis die Prügler kommen, runterschlagen von der Maschine. Die ganze Trauer von Technik gegen Natur und Mensch gegen Mensch in einem Moment.

Doch auch das war nur Ablenkungsstrategie. Sinnlos die Spur, die das Ding über niedergewalzte Stämme zieht.

Daneben haben sie längst einen „schützenden" Beamtenkordon um die Bäume geschlungen, die gerodet werden sollen. Schmerzensschreie hinein in das Röhren der Sägen und die niederdonnernden Stämme. Im Kordon, der immer weiter gezogen wird, sind Menschen gefangen. Die meisten vergessen aufs Niedersetzen, aufs Auf-die-Bäume-Klettern, wie sie es noch beim ersten Gendarmerieeinsatz erfolgreich getan hatten. Halten einander, stehen ohnmächtig herum, werden weggetragen, weggezerrt. Die Beamten schließen auf, ziehen die Kette zusammen, drinnen drehen manche durch, versuchen auszubrechen, davonzurennen, hinein in den Polizeiring.

Jedem einzelnen jagen sie nach, immer noch im Kordon, die Männer in den Uniformen. Treibjagd. Menschenhatz.

Hast. Alles geht unheimlich schnell. Auf einmal ist der Kordon vor mir. „Zurück, zurüüück!" Ehe ich das wie einem Hund gegebene Kommando realisiere, ist ein Ellbogen an meinem Hals. Schon im Umdrehen stellt mir der Gendarm das Bein.

Hektische Nervosität statt Besonnenheit. Der Kommandant mit dem Megaphon treibt seine Leute an, treibt die Demonstranten an. Mit hochrotem Kopf, wie Django mit gespreizten Beinen, wie ein Feldherr hinter zwei Beamtenketten unangreifbar, brüllt er plötzlich etwas von „Waffengewalt anwenden!" Seine Untergebenen schreien „Bravo, bravo!"

Angefeuert, aufgestachelt, tritt der Kommandierende selbst los, knüppelt ein, tritt noch einmal drauf. Andere ihm nach.

Weinend ein Dreierbündel Mensch zwischen ihnen. Erbärmlich. „Wenn wir weg sind, rodet ihr ja die Bäume!" Ein Jammerbild der ganzen „widerstandleistenden" Ohnmacht. Vor diesen dreien läßt man sogar den Gummiknüppel fallen, drängt sie weg. Schreie, splitterndes Unterholz. Die Jagd geht weiter, auf Fotografen und Kamerateams genauso. Die beiden Männer vom ARD werden, mit dem Schlagstock ins Genick gepreßt, abgeführt. Jochen Dorcholz hatte sich, mit der schweren Kamera, einfach nicht schnell genug herumdrehen können, als der Befehl „Zurück!" ihn traf. In den „Tagesthemen" sendet der ARD dann um 22.30 Uhr einen Boykottaufruf gegen das seelenbaumelnde Tourismusösterreich.

Auf einmal stolpert ein Mädchen aus dem Geäst. Blut rinnt übers Gesicht, Tränen, Schock.

Nach dem Schlag sei sie noch gegen einen Baum gestoßen worden, sagt sie, nein, es sei nicht so schlimm. Es schüttelt sie. Von der Brücke signalisieren ein paar Schlachtenbummler aufhetzende Zustimmung. „Wenn wir da unten wären, da würdet ihr erst schauen!"

Ich hake die Stolpernde unter. Will sie hinausführen, will selbst flüchten. Habe Angst vor dem Toben ringsum, habe sie, die Verletzte, als Schutzschild. Weinende umarmen sie. Als wir uns am Caterpillar vorbeidrücken, auf dem der Endkampf im Gang ist, reißt sie jemand weg. „Da schaut, das ist eure Gewaltlosigkeit, da, da, Blut!" dreht er ihr Gesicht den Polizisten zu. Endlich sind wir bei den Sanitätern.

Als ich das erstemal hinausgehe aus dem Sperr- und Kampfgebiet, in Wien anrufen, „Um Gottes willen, tut doch etwas, stoppt das",



Macht
Welches Gefühl haben sie, wenn sie zuschlagen?

Foto: Herbert Damm

in die Büros des Innenministers hineinschreien will ich, ist es mir, als hätte das alles schon einen Tag, Tage gedauert. Als ich die letzte Beamtensperre passiere – „Bitte, Frau Doktor", sagt der Gendarm –, ist es 8.50 Uhr. Es waren nur zwei Stunden und 22 Minuten. Ich rufe nicht in Wien an. Auch nicht beim Polizeipräsidenten, der gerade beim weihnachtlichen Sektfrühstück für Journalisten sitzt. Schon in Stopfenreuth, eineinhalb, zweitausend Meter weg, scheint das Erlebte unmöglich, unwirklich. „Da hast einen Schluck Tee."

Zurück in die Au. Immer noch kommt Polizei. Jetzt schon in den grünen Mänteln. Gibt es keine Stahlhelme und Tretstiefel mehr?

Lage scheinbar ruhig. Die Pattstellung auf dem Damm hat sich aufgelöst. Die Einsatztruppe ist zurück ins Rodungsgebiet beordert.

Den Weg noch einmal retour. Alles zertrampelt. Wir ertappen uns dabei, wie wir der Einfachheit halber die Spur nehmen, die der Caterpillar gepflügt hat.

Ganz unten, dort, wo sie am ersten Tag gerodet haben, stehen die Arrestantenbusse, bewacht von einem Rottweiler. Die Festgenommenen führen sie wie durch ein Löwengatter aus Polizisten, Geländer, dann noch Stacheldrahtrollen.

Alles nach Einsatzplan. Gewalttätiger Widerstand wurde darin nicht einkalkuliert: Man sieht es am deutlichsten daran, daß die Sicherheitskräfte ihre Schutzschilde in den Autobussen gelassen haben.

Statt der Schutzschilde haben sie ihre Waffen mitgenommen.

Auf dem Rückweg ist es schon wieder einmal soweit. Wir werden zusammen- und hinausgetrieben. Ein Mädchen bricht aus. Wird von zwei Gendarmen gejagt, gefangen. „Die Beule, die tepperte, die spinnt schon die ganze Woche so", feuert ein Oberuniformierter seine Untermänner zum Zupacken an. „Rauf mit euch, zurück!"

Jetzt schon willenlos, ordne ich mich in den Zug ein. Nur nirgends mehr anstreifen, nicht aufregen. Es sieht so aus, als ob der Auftrieb diesmal ohne Knüppel ausgekommen wäre.

Da schleppen sich vier Burschen über die Wiese, mit blaugeschlagenen Gesichtern, blutgeränderten Nasen. „Die haben einfach zug'haut, jetzt, da beim Zurückgehen."

Um eines der Feuer sitzen drei, vier von denen, die auf dem Caterpillar waren. Striemen auf den Oberschenkeln, Beulen auf dem Kopf. Das Mädchen, das mit dabei war, döst vor sich hin.

Ich wäre dazu zu feig gewesen, sage ich ihr, sie lacht. Daß sie es das nächstemal auch sein wird, sagt sie nicht. Nein, als verletzt will sie sich gar nicht melden. „Da gibt's Schlimmeres."

Wie die beiden Mädchen, die sie mit dem Hubschrauber gejagt haben. Das blaue Ding des Innenministeriums war immer tiefer gegangen, rauf, wieder runter. Wie im Dschungelkrieg und besseren Gangsterfilmen.

Jetzt, am Nachmittag, fangen manche der Beamten wieder mit ihrer Plaudermasche an. „Ihr müßts uns ja auch verstehen, wir sind ja nur Werkzeug" und so. In diesem ausgeklügelten Einsatzplan, der – wo bitte? – auf Einsatzpläne der Besetzer à la Brokdorf gestoßen sein soll, darin scheinen sogar diese Verbrüderungen nichts als Taktik.

Was ich gesehen, hier gespürt habe, kann mir keiner mehr wegnehmen.

Ich danke dem Gendarmen fürs Haxlstellen, das war genau jenes Überdrehen des Notwendigen, wie jeder einzelne Hieb mit dem Gummiknüppel auf die anderen. Ich habe keinen einzigen unter den Besetzern gesehen, der auch nur einen Ast in der Hand gehabt hätte. Die paar Neonazis waren weit weg, als die Schlagstöcke niedersausten. Und die behaupteten Linksextremisten? Der eine mit den giftgrünen Haaren, den sie im Zeltlager nur als „unseren Anarcho" belächeln, er zog mit einer schwarzen Strumpfmaske über dem Gesicht verloren mit seiner schwarz-roten Fahne über die Wiese.

An einem Tor in Stopfenreuth haben sie ein handgemaltes Plakat hingehängt. „Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne und Töchter der Erde. Was immer man ihr antut, tut ihr euch selber an." ■■

DIE AU: TRAUM UND ALBTRAUM

Von Jörg MAUTHE

Dienstag abends: Irgendwer von der niederösterreichischen Landesregierung – oder der Sicherheitsdirektion? – ruft mich an und sagt, daß am Morgen, so ab vier Uhr, die Stopfenreuther Au doch geräumt werden soll. Ab Mitternacht sei dort „Sperrgebiet" und rund 1000 Polizisten und Gendarmen – mit Stahlhelmen, ja? – marschierten dort gerade auf. Klick. Keine Ahnung, wer mir das mitteilt, aber das Thema Hainburg schafft ja die seltsamsten Koalitionen und Konnexionen.

Jeglichem Sport abhold, hab' ich nicht einmal eine Windjacke. Bis ich mir die ausgeborgt hab' und dazu ein paar Mondstiefel (und dazu krieg' ich noch so komische wollene Bergsteiger-Langstrümpfe), vergeht eine halbe Stunde, und so schaffen wir den Punkt-Mitternacht-Termin nicht mehr ganz; in Stopfenreuth hat die Gendarmerie schon alle Zufahrten in die Au abgeriegelt.

Aber mit der Abriegelung klappt's natürlich nicht, die Au ist halt nun einmal eine Art Urwald, und Urwälder lassen sich nicht so einfach zusperren, und unter den Jungen, die da seit zwei Wochen die Au bevölkern, finden sich richtige Waldläufer, die einem schon sagen können, wie man da trotz aller Sperren hineinkommt. So formiert sich alle zehn Minuten eine Schar von 15 bis 20 Leuten, die schweigend ins Dunkel hineinzieht. Meistens junge Leute, aber nicht nur: Da sind auch wetterfeste Naturfreunde-Typen vom alten Schlag darunter, typische Wandertagfamilien und Professoren und Intelligenzler jeglichen Berufs. In dem Verschlag gegenüber der Kirche, in dem sich so was wie ein Behelfssammelpunkt der Au-Leute gebildet hat, fragt mich einer, ob ich einen Schlafsack hab'. Nein? Da ist einer, aber bitte zurückbringen, ja?

Etliche Minuten später sind auch wir Teil einer solchen Gruppe, die im Gänsemarsch im Wald verschwindet. Ein Biologiedozent ist dabei, eine Handvoll Studenten, der Herz-Kestranek und seine Freundin, etliche undefinierbare Schatten und (bizarr genug für mich und sie) etliche Wiener Rathausbeamte, die der Au ihre Resturlaubstage opfern; ferner der Gemeinderat Hawlik, der Peter Mahringer und der Helmut Voska vom profil.

Nach einer Weile stellen sich die Augen auf die Finsternis ein, und wiederum eine Weile später ist's eigentlich eine wunderschöne durchsichtige Nacht, und die Wanderung führt nicht nur durch kratzendes Gestrüpp, sondern auch über Lichtungen, auf denen schöne alte Eichensilhouetten stehen, und hie und da flattert ein krächzender Nachtvogel vorüber, und nach zwei Stunden fangen wir schon an, einander flüsternd zu versichern, daß das ja direkt romantisch sei, aber gerade in diesem Augenblick wird's plötzlich albern, denn zwischen den Bäumen wird's scheinwerferhell, dort ist also eine Straße und ein Gendarmerieauto, und wir schmeißen uns in das Unterholz, der Professor, der Journalist, die Beamten und der Stadtrat, und so blöd ich das auch finde (vor 40 Jahren ja, aber heute?), so logisch ist das.

Die Scheinwerfer rutschen vorbei, und wir laufen noch ein paar 100 Meter, dann findet uns ein Au-Läufer und schleust uns in das Sechserlager.

Das Lager besteht aus 50 Zelten und geschickt gebastelten Wigwams, aus zwei Dutzend qualmenden Lagerfeuern, vor allem aber aus etlichen 100 in Schlafsäcken eingewickelten Menschen, die teils in den Zelten, teils auf dem nackten Boden liegen, und schließlich auch aus ruhelos in diesem Ambiente herumwandelnden Schattengestalten. Ein liebes Mäderl drückt mir einen Pappbecher mit Tee in die Hand, ein lieber Bub zeigt uns einen Strohballen, und eine liebe Beamtin hilft mir, mich in den Schlafsack zu wickeln. Es wird trotzdem ziemlich kalt, aber ich bin jetzt doch froh über diese juckenden Bergsteigerstrümpfe. Links von mir beginnt der Gemeinderat alsbald laut zu schnarchen, rechts von mir schnarcht der Biologieprofessor weitaus routinierter, weil er schon die soundsovielte Nacht hier verbringt, hie und da quackt eine Ente, der Voska erzählt irgendwem, daß er beim Bundesheer nichts weiter gelernt hat als viele, viele Nebeltöpfe zu werfen, und hinten am Feuer sagt eine weibliche Stimme etwas von „kulturellem Bereich". Überraschenderweise schlafe ich dann auch ein.

Vier Uhr: Jetzt ist mir endlich ganz und gar kalt. Die anderen schnarchen weiter, ich schäle mich aus dem Schlafsack und wandle ebenfalls ruhelos hin und her. Es wird viel gehustet und geniest, aber um die rauchenden Feuer sind immer noch die Diskussionen über Gott und die Welt und



Au-Lager
„Schau'n S' daß weiterkommen"

Foto: Rudolf Blaha



Herz-Kestranek
Eichensilhouetten

die Politik und die Ökologie im Gang, ich kriege wieder Tee, höre Vorarlberger Dialektanklänge und komme langsam drauf, daß die Lagerbesatzung zur Hälfte aus Angehörigen naturwissenschaftlicher Universitätsinstitute beteht.

Das alles, dieses Lager und die Spannung, die darüber liegt, denn irgendwann wird die Polizei oder die Gendarmerie ja plötzlich da sein, das alles ist absurd und eigentlich unbegreiflich – wie zum Kuckuck kann es zu solchen Bildern kommen, 30 Kilometer oder so was von Wien entfernt, im Dezember 1984 . . . ? Was ist da passiert? Was geht da wirklich und eigentlich vor sich?

Aber wiederum empfinde ich, was ich schon bei früheren Besuchen hier unten gespürt habe: Noch nie in meinem nicht so kurzen Leben hab' ich eine so friedliche, eine so freundliche, gutwillige Gesellschaft gefunden wie die da. Nicht ein einziges aggressives Wort habe ich in dieser Nacht gehört.

Von Polizei ist übrigens bis jetzt nichts zu merken. Insofern stimmte die anonyme Information nicht.

Gegen sechs Uhr wird es ziemlich schnell Tag. Taschenradios werden laut: Die Au ist Sperrgebiet, das Verweilen in ihr verboten, 3000 Schilling Strafe oder auch 14 Tage Haft, die Exekutive hat mit der Räumung bereits begonnen. Die Leute versuchen mit einem Taschenfunker eine Nachricht aus Stopfenreuth hereinzukriegen, aber das Ding funktioniert natürlich nicht. (Es handelt sich um eines von diesen Walkietalkies, wie man s' in jeder Elektrohandlung kaufen kann; der Herr Hesoun freilich hat was von „modernsten Geräten" dahergeredet und der Innenminister sich nicht entblödet, es ihm nachzureden.)

Die Professoren predigen zum 100. Mal, nur ja falsche Abwehrreaktionen zu vermeiden, nur ja keine Beleidigungen zu äußern, wenn die Exekutive kommt, aber das weiß eh schon jeder, das ist längst klar.

Ein Gendarmerieauto fährt heran, wendet, fährt wieder zurück. Sonst zeigt sich nichts. Dann wird in einiger Entfernung Lärm hörbar, Geschrei, Pfiffe, undefinierbare Megaphonstimmen. Offenbar räumen sie das Einser-Lager.

Die Hälfte der Sechser-Lager-Leute entschließt sich, dorthin zu gehen. Wir gehen mit ihnen.

500 Meter weiter stehen auf dem Weg flaschengrüne Uniformierte in einer Adjustierung, wie ich sie hierzulande noch nicht gesehen habe: Helm mit Kinnband, Pistolen an der Seite, Gummiknüppel in der Hand, nervöse Grobheit im Gesicht: „Geh'n S' g'schwind weiter. Marsch, weiter mit euch. Wenn S' net g'schwind weitergeh'n – Waffengebrauch! Na, was is? Soll'n wir? Von mir aus können S' Stadtrat sein oder sonstwas, schau'n S', daß S' weiterkommen" (immerhin hat der Stadtratsausweis wenigstens verhindert, daß der Bub



Jörg Mauthe
Wunderschöne Nacht

mit dem Fotoapparat den Gummiknüppel über den Kopf bekam).

Aber der Urwald läßt sich nicht so einfach absperren: Wir schlagen einen Bogen durch das Gestrüpp und sind mittendrin.

Am Ende der langen Waldschneise, eingerahmt von den hohen Aubäumen, kommt eine Albtraumtruppe heranmarschiert: vorn eine Abteilung der Behelmten und Knüppelbewehrten, dahinter ein riesiger Bulldozer, der im Morgennebel wie eine Abstraktion eines Vernichtungsdämons ausschaut, dahinter eine Gendarmerieabteilung mit den Hunden, von denen der Innenminister nichts gewußt hat. Diese Komposition, die alle Schreckenssymbole von Polizeistadtblindheit enthält (wer immer das arrangiert hat, gehört sofort in die Pension geschickt), marschiert auf eine Szene zu, die schon längst ungeheuerlich geworden ist.

Polizisten in Stahlhelmen jagen hinter Schülerinnen und verstörten Studenten her. Ein Schock von Gendarmen bildet Ketten und riegelt ein Stück Wald ab. Mittendrin kreischen Kettensägen. Flaschengrüne dreschen auf ein paar Junge ein, die sich an einem Baum festklammern. Sprechchöre der Verzweiflung rufen: „Aufhören, aufhören!" Im Laufschritt kommt noch ein Schock Gendarmen gerannt, lauter nette Burschen aus irgendeiner Ausbildungsschule, die bleich vor Angst sind; hinten wird von den Grünen weitergeprügelt.

Ein Polizeioffizier in Ausgehuniform mit goldenen Litzen findet, daß die Gendarmen nicht kraftvoll genug vorgehen und schämt sich nicht, selbst einen „Besetzer" ordentlich anzupacken (der gehört auch entlassen, der Mann; übrigens muß man der Gendarmerie wirklich anrechnen, daß sie relativ menschlich-vernünftig blieb). Eine eingeschlossene Gruppe singt die Bundeshymne. Aus dem Wald marschiert wiederum eine Kompanie Gendarmen auf, die Hälfte davon groteskerweise in blauen Trainingshosen – da ist wohl die letzte Reserve mobilisiert worden.

Neben mir steht die Freundin des Miguel und weint. Und dann tritt, solche Sachen gibt's manchmal, Stille ein, das Chaos erstarrt ein oder zwei Minuten lang, nur ein Baum fällt noch krachend um, ich stehe unter ein paar 100 Menschen, jungen und alten, und ich sehe, daß sie alle weinen wie die Schloßhunde.

Und ich tu's auch.

Ich weiß nicht, was an diesem Morgen in der Au sozusagen wirklich und eigentlich geschehen ist. Was sich da an diesem Dezembertag ereignet hat, war im Grunde unbegreiflich und wider alles das, was ich noch Stunden zuvor für möglich oder normal gehalten hätte.

Aber vermutlich werden wir alle noch Jahre brauchen, um dahinterzukommen, daß sich an eben diesem Morgen der österreichische Mikrokosmos unwiderruflich verändert hat. ■■

Auch mit Polizeiunterstützung bringen die Parteien ihre Politik nicht in die Köpfe der Wähler. Von Franz Ferdinand WOLF

ENDZEITADMINISTRATION

In den Köpfen ist es längst passiert, Schläge auf die Köpfe machen es nur sichtbar: das Ende der traditionellen Politik. Jahrzehnte hat es irgendwie funktioniert, zum 40. Geburtstag der Zweiten Republik gerät es aus dem Lot.

Es geht nicht mehr so recht mit einer Politik, die sich als gefälliges Ergebnis des rastlosen Tuns ratloser Funktionäre versteht, diese Allmacht der Parteien, mit ihren Ansprüchen auf Allzuständigkeit, und sie werden zunehmend abgelehnt, diese kreuz und quer verfilzten Institutionen mit ihrem Eigenauftrag, unbestritten alles zu machen, weil sie es schon immer so gemacht haben.

Plötzlich ist sie wirklich da, die Parteien-Institutionen-Politik-Verdrossenheit. Es ist längst kein Oberschichtenphänomen mehr, keine Mobilmachung chaotischer Systemveränderer, kein halblustiges Getue einer fadisierten Jeunesse dorée, die schon alles hat – und nun auch noch sozialen Unfrieden haben will.

Es ist (eine) Bewegung im Lande.

Die neuen Fronten laufen quer durch die Altparteien und lassen nur Ratlosigkeit zurück. Fred Sinowatz möchte so gerne Stärke demonstrieren und kann doch nur mit energischer Polizeihilfe Schwäche zeigen. Baggersozialisten und Betonkonservative versuchen es unverdrossen noch einmal wie bisher – aber es langt nur mehr zu einer schwächlichen Endzeitadministration.

Hainburg ist nur das Symbol dafür.

Es ist ein spannender Prozeß, der da abläuft: Der Grundkonsens der Zweiten Republik zerbröckelt. Aufbau und Ausbau des Sozialstaates, Wachstum und immer neue Quantitäten greifen nicht mehr so recht. Meßbare Wählergrößen wollen etwas anderes. Qualität und Gefühl, Umwelt und Harmonie.

Da sind einmal die vielzitierten „Sachzwänge", die das gewohnte Parteiensystem brutal demontieren. Ein Zahlenspiel aus der Meinungsforschung[1]): 1981 sah nur etwa jeder dritte Österreicher, schreibt der Politikwissenschafter Fritz Plasser, Leistungsmängel der Parteien bei der Sicherung der Vollbeschäftigung und des Lebensstandards.

Im Winter 1983 vermuteten bereits 81 Prozent der Österreicher, daß die Arbeitsplätze in der Zukunft „unsicherer" werden, 31 Prozent erwarteten sogar eine Verschlechterung ihrer persönlichen Einkommensentwicklung.

Dramatische Zahlen eines düsteren Meinungsbildes.



Au-Verhandlungen
Unvermögen der Kommunikation

Noch dramatischer verlief der Schwund des Vertrauens in die immer wieder beschworenen Garantieleistungen der öffentlichen Hand: Zwischen 1980 und 1982 hat sich die Anzahl jener, die an die Sicherheit der Pensionen glauben, halbiert. Auf die Zahlungsfähigkeit des Staates verließ sich schon 1982 nur mehr jeder Dritte.

Konzepte von Parteien und bemühte Kommentare kamen (und kommen) dem nicht bei. Es gibt berechtigte Zweifel an der technokratischen Problemlösungskapazität. Und die verfestigt sich von Monat zu Monat.

Man kann das wachsende Grundgefühl ganz einfach beschreiben: Die kalten Technokraten schaffen es offenbar nicht, wir brauchen neue Lösungen.

Dazu kommt der tägliche Ärger mit den hochorganisierten Parteien. Die Dramatik der Entwicklung kommt in der Zeitreihe so richtig heraus: 1981 gaben 43 Prozent der Befragten zu Meinungsprotokoll, sie hätten sich in letzter Zeit „über die politischen Parteien geärgert".

1984 waren es 70 Prozent.

Was Wunder, daß ein diffuses Bedürfnis nach alternativen Wahlmöglichkeiten sprunghaft ansteigt. Im Jahre 1976 standen zehn Prozent „einer Erweiterung des Parteienspektrums grundsätzlich positiv gegenüber".

Heuer sind es 39 Prozent.

Das heißt noch nicht, daß ein kompaktes Drittel der Wähler grün oder alternativ votieren wird, aber es kam längst etwas in Bewegung – jeder Dritte hält es für zumindest denkbar.

Von der anderen Seite her beschrieben, liest sich das so: Die Treue zu den traditionellen Parteien wird kontinuierlich abgebaut. Ein Ende ist noch nicht abzusehen.

In den goldenen 50er Jahren verfügten die Parteien noch über eine stabile Zweidrittelmehrheit von Stammwählern. Das treue Stimmvieh machte das Kreuzerl, egal was ihm die Partei ihrer Wahl in den Regierungsjahren zuvor angetan hatte. Nur ein Drittel machte Wahlen zu Wahlen und wurde abschätzig als „Flugsand" bezeichnet.

In den 80er Jahren hat der Flugsand die Mehrheit.

Auch die Wählerbasis der Parteien hat sich verändert: Nur noch jeder zweite SPÖ-Wähler kommt aus der traditionellen Kernschicht – dem Arbeitermilieu. Bei der ÖVP stammt nur mehr ein Drittel der Wähler aus der alten Sozialstruktur zwischen Land und Kirche.

Die „Lager" werden aufgelöst, die Wähler sind längst in mehreren politischen Heimaten zu Hause.

Das schafft die Probleme für das Vertretungsmonopol der Parteien. Sosehr sie sich bemühen, die Funktionäre bekommen das nicht mehr in den Griff. Sie können zwar Zwangsmitglieder via Wohnungsbeschaffung und der Bereitstellung von Kindergartenplätzen rekrutieren – aktive Mitglieder bekommen sie so nicht.

Die Organisationsstrukturen der Parteien spiegeln sohin nicht den sozialen Wandel, der das Land verändert hat. Damit aber haben die Parteiorganisationen, deren Dichte längst ein europäischer Anachronismus gewor-

[1]) Diese und die folgenden Zahlen der Meinungsforschung stammen vom Dr.-Fessel-Institut.

den ist, auch ihre Funktion als Frühwarnsystem verloren.

Wer in die „Basis" hineinhorcht, hört nur das, was er vorher der Basis gesagt hat. Mit der sozialen Wirklichkeit hat das nur wenig zu tun.

Auf politologisch: Die Parteien haben ihre Thematisierungsfähigkeit verloren und wohl auch die Fähigkeit zur offensiven Kommunikation.

Man kann es einfacher sagen: Die Parteien führen im trauten Kreis der Funktionäre ein Eigenleben, das die Wirklichkeit sehr oft ausblendet.

Gleichzeitig steigt aber die berufliche Qualifikation, die schulische Ausbildung und damit das Selbstbewußtsein der Wähler. Dieses neue Selbstwertgefühl in den zentralen privaten Bereichen Beruf und Bildung wird auf die Politik übertragen.

Der Anspruch überfordert die Parteien, die sich überdies im vergangenen Jahrzehnt redlich bemüht haben (ohne es zu merken), ihre eigene Existenzberechtigung langsam, aber sicher abzubauen: Sie redeten so lange von Mitbestimmung und Partizipation, bis die Wähler begannen, sie beim Wort zu nehmen.

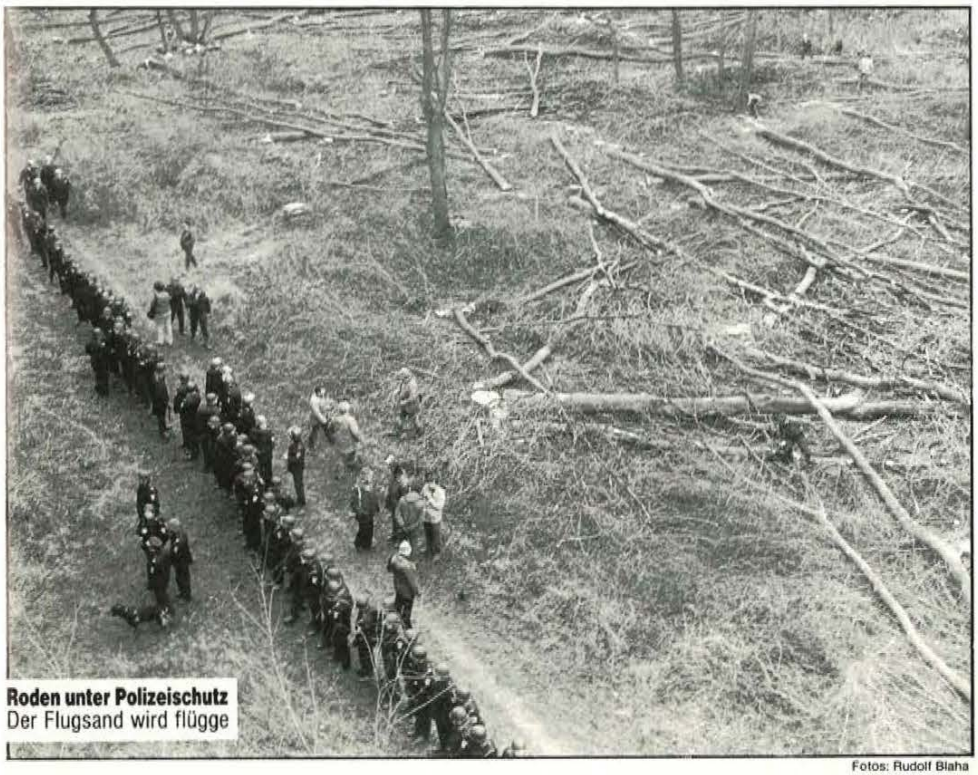
Dem Anwachsen des Anspruchsniveaus stand kein Anwachsen der Möglichkeiten gegenüber. Nun gibt es Konflikte, weil eine ständig wachsende Gruppe von Wählern unter Mitgestaltung mehr versteht als die formalisierte Tätigkeit in Gremien.

Die Bürger werden mündig und wollen sich in die eigenen Angelegenheiten einmischen.

Gekoppelt mit dem generellen Vertrauensschwund in die Institutionen, führt das zu Eruptionen. Denn da gibt es – politisch tiefenpsychologisierend geschrieben – noch eine Eigenheit der österreichischen Wähler: Sie schwanken ständig zwischen Apathie und Protest.

Jeder fühlt sich so lang als machtloses kleines Würstchen, bis er platzt.

Schließlich läuft in der Wählerschaft ein beachtlicher Wertewandel: Was vor Jahren noch als absolutes Ziel politischen Handelns gegolten hat, ist heute des Teufels. Der deutsche Politologe Wilhelm P. Bürglin beschreibt die neue Sehnsucht: „Selbstaktualisierung, Partizipationsforderungen, Wünsche nach erlebter Authentizität und Spontanität führen zu einem neuen Idealismus, der die Sachzwänge der politischen Realität nicht mehr hinzunehmen bereit ist."



Roden unter Polizeischutz
Der Flugsand wird flügge

Fotos: Rudolf Blaha

Der Wertewandel fand und findet auch in Österreich statt: Waren 1973 fünf Prozent der österreichischen Wähler „Postmaterialisten", so sind es 1984 schon rund fünfzehn Prozent.

Tendenz steigend.

Postmaterialisten ist mit der herkömmlichen Argumentation nach mehr von allem nicht beizukommen. Die rationalen Argumente von der Qualität: Wir brauchen für das Wirtschaftswachstum mehr Elektrizität, bis zur Irrationalität wiederholt, bewirken kein Verstehen. Nur Kopfschütteln.

Mit Quantitäten gegen Qualitäten zu argumentieren ist sinnlos.

Wie schnell sich die Dinge ändern, beweist das instruktive Beispiel der Karriere von politischen Themen. Noch im Oktober 1981 war die Hitliste der politischen Forderungen, abgetestet in breiten Repräsentativuntersuchungen, völlig klar: Auf Platz 1 rangierte „Arbeitsplatzsicherung", dahinter „Preisstabilität" und „Verschwendung verhindern". Platz 4 und 5 belegten die Forderung nach einer sicheren „Energieversorgung" und nach „neuen Arbeitsplätzen".

Auf Platz 6 rangierte der Imperativ: „Umwelt schützen."

55 Prozent der Befragten waren es damals, die einer intakten Umwelt Priorität zumaßen.

Bereits im August 1983 lag nur mehr der politische Standardsatz von der Arbeitsplatzsicherung vor der Umwelt.

Im August 1984 war der Umweltschutz bereits das politische Topthema. 80 Prozent Wählerstimmen und Platz 1 im Themenkatalog.

Auch wenn die Parteien dieses Thema mit Blick auf die Meinungsforschung ständig im Mund führen und sich hartnäckig auf Grün schminken – irgendwie wird ihnen diese Volte nicht abgenommen. Es gibt zu viele Gegenbeispiele der konkreten Politik.

Da bedarf es keiner Bagger und Polizei mehr – alles, was mit der Umwelt zu tun hat, hat längst große Mehrheiten hinter sich. Denn die Angst um eine kaputte Natur und zerstörte Umwelt sitzt tief. So tief, daß ein Großteil der angebotenen Sanierungsmodelle von den Wählern als unernst abgelehnt oder unter unerheblich abgelegt wird. „Die hervorgerufene Angst steht in keiner Relation zu den angebotenen Lösungen", sagt der Meinungsforscher Rudolf Bretschneider und bringt damit das Dilemma von Fred Sinowatz auf einen Punkt.

Denn ebensosehr wie sich die Bevölkerung Maßnahmen gegen das Waldsterben wünscht und Tatkraft von der Regierung verlangt, ebensosehr lehnt sie die Maßnahmen der Regierung ab.

Hainburg ist das Symbol. ■■

Otmar LAHODYNSKY sprach mit dem leitenden Sekretär des ÖGB, Friedrich Verzetnitsch.

ES GIBT KEINEN KRIEG

profil: *Der Großeinsatz der Polizei in der Au war offenbar der Tribut an den ÖGB, um die Betriebsräte und Bauarbeiter zu beruhigen. Sind Sie eigentlich zufrieden, daß die Regierung das Ultimatum der Gewerkschaft erfüllt hat?*

Verzetnitsch: Die Gewerkschaften stellen kein Ultimatum. Die Betriebsräte und die betroffenen Arbeitnehmer erwarten nur, daß die rechtmäßig erfolgten Baubescheide für das Donaukraftwerk Hainburg auch tatsächlich zum Tragen kommen. Neue Ultimaten stellen laufend die Au-Besetzer. Sie drohen immer wieder mit Aktionen.

profil: *Warum werden nicht die laufenden Verfahren gegen diese Bescheide und das Volksbegehren abgewartet?*

Verzetnitsch: Es wird seit über drei Jahren über das Kraftwerk Hainburg diskutiert. Es ist eines der Wasserkraftwerke, die seit Jahrzehnten in den Ausbauplänen stehen und allen bekannt sind. Im Vergleich zu den früheren Projekten werden bei Hainburg 31 Umweltschutzauflagen berücksichtigt. Das ist ja schon eine Veränderung, die durch den Einfluß der Umweltschutzbewegung zustande kam. Jetzt ist eine rechtsgültige Entscheidung da. Das Volksbegehren hatte bereits am 18. Mai 25.000 Unterschriften gesammelt, aber durch einen Schachzug wollte man dieses Volksbegehren immer wieder hinausschieben. Es sollte eine Verhinderung auf ewig hinauskommen.

profil: *Nun gibt es aber einen Termin für das Volksbegehren im kommenden März. Warum kann man nicht mit dem Bau des Kraftwerks noch zuwarten. Es kann doch keine so große Rolle spielen, ob dieses Kraftwerk nun ein Jahr früher oder später in Betrieb geht.*

Verzetnitsch: Wenn es nicht das lange Verfahren vorher gegeben hätte, würde ich Ihrem Argument zustimmen. Dazu kommt, daß Volksbegehren vom Nationalrat behandelt werden und es dort von allen politischen Parteien eine klare Absichtserklärung für Hainburg gegeben hat. Diesen Standpunkt der Parteien und der Regierung, den auch der Herr Bundespräsident vertritt, muß man einfach zur Kenntnis nehmen. Würde man hier das Volksbegehren abwarten, würde man de facto keine Änderung der politischen Landschaft erzielen, mit einer Ausnahme: daß der Kraftwerksbau um ein Jahr verzögert wird. Dadurch geraten wir mit der Energienutzung, die die sauberste ist, um ein weiteres Jahr in Verzug.

profil: *Der Bau des Kraftwerks scheint aber nur mit Methoden, die an einen Polizeistaat erinnern, durchzusetzen zu sein. Warum läßt man die Mittel der direkten Demokratie nicht zu und riskiert ein zweites Zwentendorf, wenn dann nach dem Bau abgestimmt werden sollte?*



ÖGB-Sekretär Verzetnitsch
Computer brauchen Strom

Foto: Johannes Ifkovits

Verzetnitsch: Für mich gilt als Faktum die klare Meinungsäußerung aller politischen Parteien, die im Nationalrat vertreten sind und die alle für den Bau von Hainburg sind.

profil: *Aber diese drei Parteien könnten bei den nächsten Wahlen dafür die Rechnung präsentiert bekommen.*

Verzetnitsch: Jeder, der politische Verantwortung trägt, muß sich jede Minute fragen, ob sein Handeln von der Mehrheit der Bürger gedeckt ist. Ich glaube nicht, daß die Gruppierungen, die einen Baustopp von Hainburg fordern, wirklich die Mehrheit der Österreicher repräsentieren.

profil: *Glauben Sie, daß sich bei einer Volksabstimmung die Kraftwerksgegner durchsetzen würden?*

Verzetnitsch: Jeder sollte für sich folgendes überlegen: 17 Prozent unseres Gesamtenergieaufkommens kommen aus der Elektrizität. Die Mehrheit besteht aus umweltverschmutzenden Energieformen. Wenn wir diese abbauen wollen, müssen wir die Wasserkraft nutzen, um den sauren Regen und andere Umweltprobleme wegzukriegen. Bei sachlicher Beurteilung würde die Mehrheit der österreichischen Bevölkerung sicherlich diesen Weg mittragen.

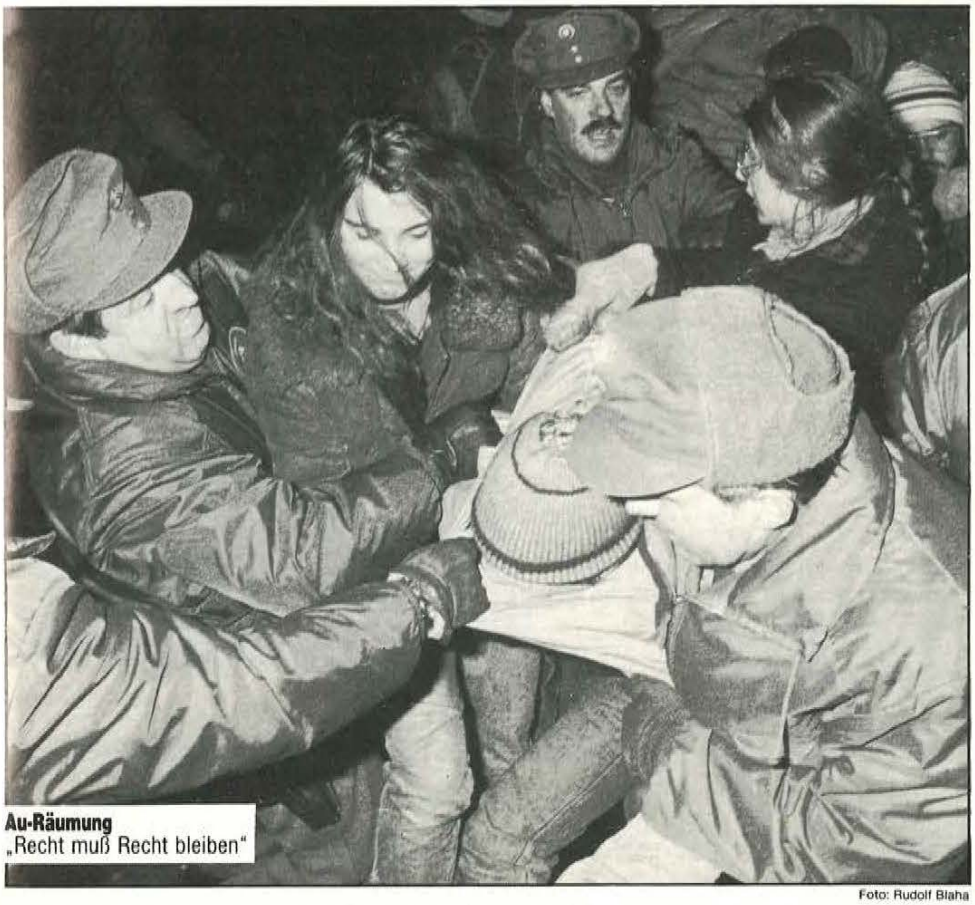
profil: *Die Umweltschützer in der Au wurden von ÖGB-Vertretern als Extremisten bezeichnet. Präsident Czettel hat in Hainburg gegen die Studenten gewettert. Sind Sie als ehemaliger Jugendsekretär des ÖGB nicht besorgt, wie hier eine Kluft zwischen Arbeitern und den jugendlichen Umweltschützern entsteht?*

Verzetnitsch: So kann man das nicht sehen. Als Arbeiter friedlich am Heldenplatz für dieses Kraftwerk demonstriert haben, hat man von der Macht der Straße, von Claqueuren und Betonierern gesprochen. Dem ÖGB wird immer wieder vorgeworfen, er vernachlässige die Umweltprobleme. Dabei gibt es genügend Beschlüsse, die beweisen, daß die Umwelt für die Gewerkschaftsbewegung und ihre Mitglieder besonders wichtig ist. In der Au gibt es sicher ernst zu nehmende und kompromißbereite Gesprächspartner verschiedenster Altersgruppen und politischer Anschauungen. Durch die Berichterstattung in den Medien ist aber der Eindruck erweckt worden, es gäbe hier einen Krieg. Es liegt jetzt an uns allen, egal welche Einstellung wir zu diesen Ereignissen haben, sich jedes Wort genau zu überlegen und auch zu bedenken, daß wir in einigen Jahren auch noch zusammenleben müssen.

Ein Zuschieben von Verantwortung auf verschiedene Gruppen ist von beiden Seiten nicht sehr sinnvoll.

profil: *Einige Betriebsräte haben sich an diesen Rat nicht gehalten, da gab es kräftige Ausdrücke und die Androhung von Gewalt gegen die Au-Besetzer. Diese Drohungen kamen nur von der Gewerkschaftsseite.*

Verzetnitsch: Da stimme ich Ihnen überhaupt nicht zu. Vorigen Dienstag hat ein Au-Besetzer im „Mittagsjournal" erklärt, er brauche 50 Krankenwägen, damit sie sich gegen die Schlägertrupps wehren könnten. Natürlich gibt es berechtigte Interessen von Arbeitnehmern bei diesem Bau, die keinerlei Rechtsbruch begangen haben. Die fragen sich jetzt, warum nicht gebaut wird. Unsere Funktionäre haben trotzdem erklärt: Nein, wir verhalten uns ruhig und erwarten von den staatlichen Organen die richtigen Maßnahmen. Entscheidend ist,



Au-Räumung
„Recht muß Recht bleiben"

Foto: Rudolf Blaha

daß man ruhigen Kopf bewahrt und eine energiepolitische Maßnahme nicht zur Grundsatzfrage: Staat, ja oder nein? hochspielt.

profil: *Viele Gewerkschaftsmitglieder haben gegen den Bau des Kraftwerks protestiert. Fürchten Sie nicht, daß die Opposition in ihren eigenen Reihen anwachsen könnte?*

Verzetnitsch: In einer Organisation mit 1,6 Millionen Mitgliedern gibt es, Gott sei Dank, keine gleichgeschaltete Meinung. Aber es gibt ein eindeutiges positives Bekenntnis zur Wasserkraft seit den fünfziger Jahren. Vom letzten Bundeskongreß des ÖGB gibt es einen einstimmigen Beschluß zum Ausbau der Wasserkraft, mit der Stimme des Herrn Nenning. Natürlich gibt es kleinere Gruppen, die gegen dieses Kraftwerk sind, aber die überwiegende Mehrheit der Gewerkschaftsmitglieder hat uns nicht erkennen lassen, daß sie jetzt auf einmal die Meinung geändert hätte.

profil: *Wieviel Personen werden beim Kraftwerk Hainburg beschäftigt?*

Verzetnitsch: Mit allen Zulieferbetrieben werden rund 5000 Personen durch den Kraftwerkbau beschäftigt. Aber es geht nicht um die Zahl der gewonnenen Arbeitsplätze, sondern um die Grundsatzfrage: saubere Energie ja oder nein. Es geht um unsere Auslandsabhängigkeit durch Energieimporte. Die Energie ist bei der gesamten Produktions- und Preisgestaltung ein entscheidender Faktor geworden.

profil: *Das Kraftwerk Hainburg wird doch nur einen kleinen Teil des Strombedarfs decken können. Die Donau ist praktisch von Passau bis Preßburg verbaut, wollen Sie wirklich, daß jedes Alpental verbaut wird?*

Verzetnitsch: Wenn wir die umweltschädliche Energiegewinnung wegbringen wollen, brauchen wir einen Maßnahmenkatalog: Energieeinsparungen und eine sinnvolle Energienutzung gehören dazu. Natürlich kann man nicht jeden Fluß verbauen, aber auch die Kleinkraftwerke beanspruchen ja einen gewissen Teil der Umwelt. Es muß nicht Energie um jeden Preis sein. Aber wir brauchen sicher mehr saubere Energie, denn auch die neuen Technologien, Computer und Roboter, brauchen alle Strom. Im Jahr 2011 werden wir 3,5 Millionen erwerbstätige Österreicher haben. Wir haben in den letzten zehn Jahren 160.000 industrielle Arbeitsplätze verloren. Wir brauchen konkurrenzfähige Produktionsmethoden.

profil: *Die Au-Besetzer wollen weitermachen. Rodungen werden daher nur unter Polizeischutz durchgeführt werden können. Haben Sie nicht Angst, daß durch gewalttätige Auseinandersetzungen die Zahl der Kraftwerksgegner weiter ansteigen könnte?*

Verzetnitsch: Es wird sehr viel davon abhängen, wie die Medien über diese Vorgänge berichten. Wenn man von Prügelpolizei und Polizeistaat spricht, weckt man Emotionen. Unser aller Anliegen muß es sein, daß sich alle über die Konsequenzen ihres Handelns bewußt sind. Bei Hausbesetzungen gab es doch auch die übereinstimmende Meinung, Recht muß Recht bleiben. Schließlich nehmen ja auch die Au-Schützer für sich in Anspruch, Polizeischutz für ihr eigenes Leben anzufordern. Also muß man auch akzeptieren, daß ordnungsgemäß erfolgte Beschlüsse zum Tragen kommen. Sonst kommt es noch so weit, daß wir in Österreich nicht einmal mehr einen Grundkonsens über unser gemeinsames Leben haben.

profil: *Wenn Arbeiter gegen die Schließung ihres Werks mit einer Fabriksbesetzung protestieren, wäre das kein Rechtsbruch?*

Verzetnitsch: Sie nutzen das Demonstrationsrecht. Ich kenne keine große Besetzung in der Zweiten Republik durch Arbeitnehmer, die nicht auf Grund rechtlicher Grundlagen erfolgt wären.

profil: *Aber das Streikrecht ist gesetzlich gar nicht verankert.*

Verzetnitsch: Gott sei Dank. Wenn wir anfangen, wie in der BRD das Streikrecht auszujudizieren, dann spielt sich dasselbe ab, daß wieder hauptsächlich Juristen entscheiden, was Recht und was nicht Recht ist. Beim Recht der Arbeitnehmer auf Beschäftigung wäre es das Schlimmste, wenn wir uns nur mehr mit Paragraphen zur Wehr setzen könnten. ■■

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Die Polizei räumt besetztes Kernkraftwerk

Mehrere Verletzte in Hainburg / Beginn der Rodungen

Ko. WIEN, 19. Dezember. Die österreichische Polizei hat begonnen, das von den Naturschützern heftig bekämpfte Donaukraftwerk Hainburg zu räumen. Seit zehn Tagen hielten Kraftwerksgegner die Hainburger Donauauen besetzt. Auf beiden Seiten hat es bereits mehrere Verletzte gegeben. Ein Ende der Auseinandersetzungen ist nicht abzusehen, ein Kompromiß zeichnet sich

chen, um das Abschlagen der Bäume zu verhindern. Einigen von ihnen war es dabei gelungen, sich vor Baumaschinen und Fahrzeuge zu werfen. Sie wurden von Sicherheitsbeamten weggezerrt. Dabei kam es zu zahlreichen Zwischenfällen.

Während das Innenministerium meldete, daß die meisten der in der Au eingesetzten Beamten unbewaffnet sei-

Presse und Politiker Westdeutschlands zum Widerstand der „Menschen im Wald"

„EIN SKANDAL"

Seit Fred Sinowatz in „Wetten, daß . . . ?" vor TV-Kameras mit Bremer Au-Sympathisanten konfrontiert wurde, „verfolgte ihn das ‚Problem Hainburg' bis in norddeutsche Breiten", schrieb „Die Welt" am Tag nach der Räumung. TV, Rundfunk und Presse der BRD berichteten ausführlich, wenn zumeist auch ohne Kommentar.

„Zweifellos ist die Entscheidung, wie in Hainburg verfahren wird, in Österreich selbst zu treffen und dort zu verantworten", erklärte die stellvertretende SPD-Fraktionsvorsitzende Dr. Herta Däubler-Gmelin gegenüber profil. „Aber je mehr die europäische Dimension der Umweltfragen deutlich wird, desto stärker sind auch andere von Konflikten wie dem um Hainburg politisch und menschlich betroffen." Das treffe in gleicher Weise auch auf westdeutsche Vorhaben wie den Rhein-Main-Donau-Kanal zu.

Das SPD-Präsidiumsmitglied findet es „traurig, daß es nicht gelungen ist, den Hainburg-Konflikt friedlich zu lösen und vor allem so zu klären, daß nicht schon wieder die Natur der Verlierer ist". Es sei besonders bedrückend, daß in Hainburg „mit der Vernichtung der Au begonnen wurde, ehe die Gerichte gesprochen haben". Für jeden, der den Frieden mit der Natur für eine vorrangige politische Aufgabe hält, „ist das ein Skandal".

„Von konservativen Regierungen sind wir das ja gewohnt", meint Frau Däubler-Gmelin, „aus den schwierigen Konflikten der vergangenen Jahre haben wir Sozialdemokraten aber gelernt, daß die Erwartungen an uns höher sind."

Heinz Suhr, Pressesprecher der Grünen im Bundestag, forderte seine Landsleute zum Verzicht auf den geplanten Winterurlaub in Österreich auf – „aus Solidarität mit den Schützern der Umwelt, die versuchen, eine einzigartige Donaulandschaft von einem nicht benötigten Wasserkraftwerk zu retten." Die Grünen „appellieren an die österreichische Regierung, von ihrem Vorhaben abzurücken, damit Hainburg nicht eines Tages genauso als Ruine des Machbarkeitswahns in der Landschaft steht wie das sicherste Atomkraftwerk der Welt in Zwentendorf".

Die „Süddeutsche" und andere Zeitungen brachten eine Agenturmeldung vom „Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland", dessen Vorsitzender Hubert Weinzierl wegen der in Österreich betriebenen größten und „barbarischsten Naturvernichtungsaktion" gleichfalls zum Urlaubsboykott aufrief.

Zu den offiziellen Meldungen aus Wien, in Hainburg seien Radikalinskis am Werk, hält die konservative „Welt" fest, „daß die Au-Demonstranten zum großen Teil keine Extremisten und wahrscheinlich auch keine Linken sind". Und: „Das im Ausland als gemütlich geltende Österreich hat im Auwald von Hainburg jeden Charme verloren."

„Wiener Punks frieren solidarisch neben Naturfreunden", titelte dagegen die alternative „Tageszeitung". Resümee ihrer Blockade-Reportage: „Die Menschen im Wald sind eine ernsthafte Herausforderung an das sozialpartnerschaftliche Machtgefüge der Republik."

Die „Frankfurter Allgemeine" brachte Österreichs Energieproblem schon in der Überschrift durcheinander. ■■

KOMMENTAR

In der Au von Hainburg werden friedliche Menschen niedergeknüppelt – aber die Opposition schweigt.
Von Alfred WORM[1])

DIE MITSCHULD DER ÖVP

Die ÖVP trägt Mitschuld und Mitverantwortung: Zu zündeln und dann, wenn's lichterloh brennt, die Feuerwehr vorbeizuschicken, ist das gleiche wie ein grundsätzliches „Ja zu Hainburg" zu verkünden und dann, wenn in der Au die Fetzen fliegen, einen „Friedensplan" zu präsentieren.

Nur um Legendenbildungen zu vermeiden und der historischen Wahrheit die Ehre zu geben:

- In den Abendstunden des 28. November 1984 beschloß der Klub der ÖVP-Nationalräte fast einhellig, dem Bau des Kraftwerkes Hainburg zuzustimmen. Es gab drei Gegenstimmen – die von Marga Hubinek, von Walter Heinzinger und von Otmar Karas. Alle anderen – inklusive ÖVP-Frauen (die noch kurz zuvor TV-wirksam ihren grünen Aufstand probten) – fanden nicht den Mut, den Kraftwerks-Befürwortern die Stirn zu bieten.
- Alois Mock wand sich zwar wie ein Wurm, als er im Fernsehen endlich Farbe bekennen mußte, aber er verkündete fast erleichtert und mit vielen „Wenn" und „Aber" das klare „Ja" seiner Parlamentsfraktion. Und dann bekannte er sich auch ausdrücklich zum Bau der Donaustaustufe Wien.
- Zu allerletzt gab Mock auch noch sein Sanktus zur „friedlichen Nutzung der Kernenergie".

Ich weiß nicht, welcher politischer Berater sich Mock bedient: Er war jedenfalls schlecht beraten, sich mit derart aberwitzigen Vorschlägen in die Öffentlichkeit zu wagen. Offenbar gibt es unter den Parlamentsschwarzen niemanden, der folgendes bedachte:

- Hainburg zu bauen, heißt zwar, die industriellen ÖVP-Macher zu befriedigen, aber gleichzeitig die Jugend aus der Partei hinauszutreten. Daß Mock nicht sofort – und noch während der historischen Klubsitzung im Parlament – apodiktisch die Abwartung des Konrad-Lorenz-Volksbe-

[1]) Alfred Worm ist freier Journalist und Landtagsabgeordneter der Wiener ÖVP

gehrens forderte, war ein schwerer, nicht mehr wieder gut zu machender Fehler. Der ÖVP-Obmann hätte schon vor vier Wochen dieser primitivsten demokratischen Forderung entsprechen müssen. Wochen später, als sich die Au schon in einen Kriegsschauplatz verwandelt hatte, holperte Mock dann mit seinem sogenannten „Friedensplan" einer Entwicklung hinten nach, die er schon vorher hätte absehen müssen. Es wäre seine Pflicht gewesen, den Parlamentsklub so lange ruhig zu stellen, bis das Volk seinen Willen bekundet hat. Wenn die Parlaments-ÖVP mit ihrem unfaßbaren „Ja zu Hainburg" schon den Verlust von Wiener Trinkwasserbrunnen und die Verseuchung der aufgestauten Donau durch die Wiener Hauptkläranlage in Kauf nimmt, dann hätte sie das wenigstens so lange hinausschieben können, bis das Volksbegehren gelaufen ist.

● Die Forderung Mocks nach dem Bau der Staustufe Wien beweist erschreckende Ahnungslosigkeit. Südöstlich der Bundeshauptstadt ein Stauwerk zu errichten, bedeutet die Überschwemmung des Wiener Kanalnetzes, die Anhebung einer Wiener Donaubrücke und den Neubau einer weiteren Brücke und in der Folge eine technische Neukonzeption der Donauinsel und die Errichtung von Ufersicherungsbauten von gewaltigen Dimensionen. Wien läge dann nicht an der Donau, sondern an einem Stausee: Der Hohn der gesamten Welt wäre uns sicher. An die gravierenden Auswirkungen in wassertechnischer Hinsicht, die ein derartiges Donaukraftwerk Wien hätte, wage ich gar nicht zu denken.

● Und schließlich bedeutet Mocks Bekenntnis zur „friedlichen Nutzung der Kernkraft" nichts anderes als ein „Ja" zu Zwentendorf. Denn eines ist wohl sicher: Die medizinische und wissenschaftliche Anwendung der Kernenergie dürfte der ÖVP-Chef damit nicht gemeint haben. Also war es Zwentendorf, zu dem sich Mock hier bekannte. Und das, obwohl dieses Thema doch längst tot und gar nicht mehr Gegenstand ernsthafter Wiederbelebungsversuche war.

Der ÖVP ist mit diesem Beschluß zugunsten von Hainburg ein Fehler passiert, der in Jahrzehnten nicht mehr gutgemacht werden kann: Diese Oppositionspartei hat damit gut und gerne zehn Nationalratsmandate an die Grünen und Alternativen abgetreten.

Erschwerend wirkt der Umstand, daß gerade die ÖVP monate-, ja jahrelang zu Hainburg von erstaunlicher Sprachlosigkeit war: Es war fast peinlich, die diversen TV-Pressestunden und „Politik-am-Frei-



ÖVP-Chef Mock
Schweigen zum unrechten Zeitpunkt

Fotos: Walter Wobrazek

tag"-Sendungen über sich ergehen lassen zu müssen, in denen sich Mock & Co. von einer klaren Meinungsäußerung zu Hainburg herumdrückten.

Ausgerechnet zu jenem Zeitpunkt, zu dem Schweigen Gold gewesen wäre, platzte Mock mit seinem „Ja" hinaus in die Öffentlichkeit. Niemand hätte es der ÖVP übelgenommen, auch weiterhin zu wichtigen Tagesthemen keine klare Meinung gehabt zu haben.

Nein! Ausgerechnet ein Problem, das den Keim eines Bürgerkrieges in sich trägt, wird von der Opposition falsch bewertet und zum falschen Zeitpunkt, aus falschen Motiven und mit falschen Argumenten in derart tolpatschiger Weise „gelöst".

Dann stellte Generalsekretär Michael Graff den „Friedensplan der ÖVP" vor, der eigentlich nur mehr in die Kategorie „lächerlich" eingestuft werden kann: Den Jugendlichen zu empfehlen, die Au zu verlassen und der Regierung zu raten, das Volksbegehren abzuwarten, ist dann nur mehr die Karikatur einer politischen Entscheidung. Es wäre besser gewesen, diese Empfehlungen aus dem „Friedensplan" Ende November dem ÖVP-Parlamentsklub nahezubringen, statt sie in einer Situation der Hilflosigkeit vor wenigen Tagen in die Öffentlichkeit zu tragen.



Karl Dittrich
ÖVP-Lobbyist

Wie zu erwarten, hat sich am letzten Mittwoch auch der glücklose Landeshauptmann von Niederösterreich, Siegfried Ludwig, zum Thema Hainburg zu Wort gemeldet.

Er, der immer für den Bau von Hainburg war, aber nie den Mut gehabt hatte, seine eigene Meinung öffentlich zu bekennen, der aber durch jene Landesregierung, deren Chef er ist, am Desaster volle Mitverantwortung trägt, er also tauchte aus der Versenkung auf: Er sei dafür, mit den Bauarbeiten noch zuzuwarten, um den Gemeinden Zeit zu geben, vor dem Verfassungsgerichtshof ihre Parteienstellung durchzufechten.

Wenn das nicht Chuzpe und Scheinheiligkeit ist, dann weiß ich nicht, was man sonst so nennen könnte: Zuerst hetzt Ludwig den Genossen Brezovszky in die Misere hinein; dann läßt Ludwig seine niederösterreichische ÖVP positiv darüber abstimmen und dann – wenn in der Au die Polizeiknüppel über friedliche Jugendliche niederprasseln – erteilt Ludwig gute Ratschläge.

▶▶

verdienstvolle Vertreter der Wiederaufbaugeneration inne. Deren Kredo ist unter anderem mit folgendem Satz zu umschreiben: „In der Sozialpartnerschaft haben die Umweltschützer nichts verloren." Oder anders formuliert: „Sollten sie in den Nationalrat einziehen, können sie sich ausblödeln, und wenn es uns zu bunt wird, dann gibt es die große Koalition."

Wirklich entschieden wird ohnehin in der Sozialpartnerschaft. Kein Wunder, wenn den Entscheidungen repräsentativ-demokratischer Institutionen immer häufiger die Forderung nach Volksabstimmung entgegengesetzt oder das Mittel des Volksbegehrens ergriffen wird.

Dies gilt auch für die Auseinandersetzung um den Kraftwerksbau in Hainburg. Die Rasanz des behördlichen Verfahrens und des Rodungsbeginns läßt Mißtrauen entstehen.



Sozialpartner Blecha–Sallinger
„Umweltschützer nichts verloren"

Foto: Rudolf Blaha

Die neuesten Voraussagen des Energieberichtes bezüglich des Stromverbrauchs müssen auf Grund der beträchtlichen Prognoseirrtümer der letzten Jahre ihre Glaubwürdigkeit erst beweisen. Über Stromeinsparungskonzepte, insbesondere durch die Anwendung neuer Technologien im industriellen Bereich, wurde bislang viel zuwenig nachgedacht. Ob der Stromverbrauch wächst oder nicht, läßt sich langfristig durchaus beeinflussen.

Um keine Irrtümer aufkommen zu lassen: natürlich bin ich für eine saubere, billige, auslandsunabhängige und erneuerbare Energie, nämlich für die Wasserkraft. Aber warum diese Eile, warum gerade in Hainburg?

Fragen und Probleme, für deren sachliche Behandlung ein Klima der Besonnenheit benötigt wird. Da nicht einmal die E-Wirtschaft glaubt, daß wir in den nächsten Jahren einem Stromengpaß gegenüberstehen werden, haben wir Zeit und brauchen uns nicht die Köpfe blutig schlagen.

Der Streit um Hainburg hat jedoch schon längst eine Eigendynamik bekommen. So mancher beginnt nun, auf dem Rücken der ehrlichen und idealistischen Auschützer seine höchstpersönliche Suppe zu kochen.

Für die Wirtschaftspartner ist es eine Gelegenheit, sich wieder die wirtschaftspolitische Entscheidungskompetenz von den Parteien zurückzuholen; für die „Großkoalitionäre" in SPÖ und ÖVP bietet sich die Möglichkeit (womöglich noch über den Kopf des durch den Polizeieinsatz „Augeschädigten" Innenministers Blecha hinweg) der langersehnten großen Koalition ein Stück näher zu kommen; für die Studentenparteien, sich möglichst effektvoll für die kommenden Hochschülerschaftswahlen zu profilieren; für VGÖ und ALÖ, Umarmungsübungen durchzuführen; und für einzelne Medien, sich neue Leser-, Hörer- und Seherschichten zu erwerben. Höchstwahrscheinlich werden noch einige Suppen angekocht, von denen der Verfasser dieser Zeilen und der geschätzte Leser noch gar nichts wissen.

Brisanter als die Diskussion um die diversen Suppenköche ist der rechtspolitische und demokratiepolitische Aspekt der Auseinandersetzung. Auch ich halte den Ausdruck „Umweltverbrecher" für unpassend und geschmacklos. Doch die Reaktionen darauf sind, gelinde gesagt, unverständlich: Ausschluß aus der „Club 2"-Moderation und Schiedsgericht des Bundesparteivorstandes der SPÖ für Nenning und Meissner-Blau.

Der Einsatz der Mittel ist unverhältnismäßig. Viel Mächtigere haben im Umgang mit „Genossen" schon beleidigendere Worte verwendet. Ihnen ist nichts passiert. Dies ist Doppelmoral und schafft Mißtrauen. Eine „Club 2"-Diskussion Meissner-Blaus mit dem betroffenen Landesrat Brezovszky ist möglich, aber eine weitere Moderation des „Club 2" nicht. Das verstehe wer will, ich nicht.

Die rechtspolitische Diskussion wurde vor allem durch die Aubesetzung ausgelöst. Wie weit darf ziviler Ungehorsam oder passiver Widerstand wirklich gehen? Wo sind die rechtlichen Grundlagen? Fragen, auf die es nur schwer eine verständliche Antwort geben kann. Das eigentliche Dilemma, das durch die Aubesetzung entstand, ist in der Herausforderung der Entscheidungs- und Durchsetzungsfähigkeit der repräsentativen Demokratie zu sehen.

Jetzt ging es nicht mehr nur um die Frage Hainburg ja oder nein. Daher ist diese Strategie keine Strategie. Sie ist ein Zeichen von Verzweiflung und Hilflosigkeit.

In ihr ist die drohende Niederlage mitprogrammiert. Sie schafft Wut, Resignation und Illusion. Vor allem aber gefährdet sie die idealistischen Gefühle unzähliger Aktivisten.

Es sei daher der Regierung und den staatlichen Institutionen gesagt, daß nicht immer Stärke Stärke und Schwäche Schwäche sein muß. Den Aubesetzern muß jedoch klar sein, daß subjektive Rechtsinterpretation zumindest durch höchstgerichtliche Entscheidungen ihre Grenze finden muß und jeder Schritt über das Widerstandsbeispiel Gandhis hinaus dem Umweltschutz schweren Schaden zufügen kann.

Der SPÖ und dem ÖGB muß klar sein, daß – wichtiger als das Hainburg-Kraftwerk – immer noch ein funktionierender Generationenvertrag, eine glaubwürdige Integrationsfähigkeit für neue soziale Be- ▶▶

Das führt zum nächsten Mensch gewordenen Tatbestand: Zu Karl Dittrich.

Karl Dittrich, Multifunktionär (u. a. mit seinen politischen Ämtern völlig inkompatibler Aufsichtsratspräsident der Konstruktiva AG), ÖVP-Abgeordneter zum Nationalrat, Besitzer mehrerer Firmen, Präsident der Wiener Handelskammer, chancenloser Anwärter auf den Posten eines Chefs der Bundeswirtschaftskammer und stellvertretender Landesparteiobmann der Wiener ÖVP, spielt in der leidigen Hainburg-Frage auch eine peinliche Rolle.

Bekanntlich hat sich Erhard Busek, vordergründig aus rein pragmatisch-technischen Gründen (Wiener Trinkwasser), hintergründig aus persönlich tiefer Abneigung gegen jede Art der Naturzerstörung, in Absprache mit dem Klub der Wiener Landtagsabgeordneten gegen Hainburg entschieden.

Wahrscheinlich hat Busek bessere Berater (Jörg Mauthe, Johannes Hawlik usw.) als Mock; mit Sicherheit aber hat Busek das bessere Gspür dafür, was die Jugend will. Die Wiener ÖVP sagte – im Gegensatz zur sonstigen ÖVP – immer klar und deutlich, was sie meint. Nämlich „nein" zu Hainburg.

Angesichts der schrecklichen und atemberaubenden politischen Dimensionen dieses Falles stellt sich jetzt heraus, daß Buseks Standpunkt der richtige, jener der SPÖ, FPÖ und Rest-ÖVP der falsche war.

Am 11. Dezember – an jenem Tag, an dem Busek seine riesigen Plakate („Wäre ich Bürgermeister von Wien, würde ich den Bau von Hainburg nicht zulassen") gegen den Kraftwerksbau affichieren ließ – schlug dann für Karl Dittrich die große Stunde: In einer Pressekonferenz forderte er demonstrativ den Bau und schmetterte Buseks Engagement dagegen als „durch keinerlei Parteibeschlüsse gedeckte Privatmeinung Buseks" ab.

Karl Dittrich, einer der ganz großen ÖVP-Lobbyisten, ist mit seinen diversen Firmen selbst in der Bauwirtschaft involviert. In wenigen Monaten finden Kammerwahlen statt. Mit seiner Stellungnahme zu Hainburg kämpft Dittrich um Stimmen auch gegen die Vernunft, jedenfalls aber gegen die Wiener ÖVP.

In der ÖVP wimmelt es vor Lobbyisten dieser Art. Kein Wunder: Da alle Elektrizitätsgesellschaften dieser Republik in schöner Eintracht proporzmäßig besetzt sind und unendlich viele Funktionäre persönliche Interessen mit ihren politischen Ämtern verquicken, werden die berechtigten Anliegen der Jugend gerne auf dem Altar der Parteibonzos geopfert.

Aber so einfach ist die Sache leider nicht. Ein bedächtiger Mann wie Alois Mock unterliegt noch ganz anderen Pressionen.

Denen des Erfolges.

Bekanntlich gehen anderthalb Jahzehnte parlamentarischer Opposition an einer relativ großen Volkspartei nicht spurlos vorüber: Mitanzusehen, wie der glücklose SPÖ-FPÖ-Regierungsmix einer staatsgefährdenden Situation völlig hilflos gegenübersteht, nervt die Mannen um Mock.

Allesamt träumen sie daher von einer rot-schwarzen Koalition. Von einer Sozialpartnerschaft auch auf Regierungsebene. Von einer Totalumarmung zwischen Wirtschaft und Gewerkschaft – und sei es um den Preis der Vernichtung wertvollster Natur.

Das ÖVP-Ja zu Hainburg hat die ÖVP koalitionsfähig gemacht. Die Preisgabe der Naturlandschaft war die Vorleistung auf eine große Koalition und die ÖVP-Stille mitten im größten Hainburg-Wirbel war nichts anderes als der Beweis des Goodwill.

Der Wille zur Macht bringt in dieser dramatischen Situation sogar eine Oppositionspartei zum Schweigen.

Im Klartext: Bei den nächsten Wahlen, die – wenn es so weitergeht, wie bisher – schon näher sind, als manche denken, werden die beiden großen Verliererparteien SPÖ und ÖVP in die Regierung einziehen und dort, einer grün-blauen Opposition gegenübersitzend, die Gewinner spielen.

Um so bemerkenswerter ist der Mut, den – trotz allem – einige wenige Politiker und Bürger gerade in dieser ernsten Stunde des Staates bewiesen: Die FPÖ-Abgeordneten Gugerbauer und Probst beispielsweise, die innerhalb ihrer Partei massiv gegen die unfaßbare Vorgangsweise der Regierung protestierten; die Sozialisten Nenning, Meissner-Blau und die vielen anderen Mutigen, die auch noch unter dem Eindruck der Polizeiknüppel zur Besonnenheit aufriefen; die Bürger Mauthe, Hawlik und Busek, die mit vielen Sympathisanten in die Mangel eigener Parteilobbyisten gerieten und mutig blieben.

Am mutigsten aber waren und sind jene Tausende und Abertausende, die drunten in der Au von Stopfenreuth – in einer aberwitzigen Sprachfälschung als „Extremisten" abgeschmettert – unter widrigsten Umständen, stets bedroht von den Knüppeln der Exekutive, friedlich für Österreich demonstrierten. ■■

GASTKOMMENTAR

Es ist zum Heulen. Von Josef CAP

MEINE PARTEI UND HAINBURG

Die Polarisierung um das Kraftwerk Hainburg schafft Fronten und Feindbilder, die keine sein dürften. Denn sowohl die Umweltschützer als auch die Bauarbeiter brauchen eine gesunde Umwelt, um leben zu können.

Denn wenn die E-Wirtschaft und die Politik keinen gesellschaftlichen Konsens „organisieren" können, werden Polizei und Gendarmerie auf den Plan gerufen.

In einer Zeit zunehmender Wortradikalität sind Vermittler nicht gefragt. Trotzdem ist Resignation fehl am Platz. Allein die letzten Tage und Wochen zeigten, daß man den neuartigen „basisdemokratischen Sehnsüchten" nicht mit Macht, Ablehnung und Vorurteilen begegnen sollte. Neue Generationen haben das Recht, über neue Formen des Wachstums, neue Werte und neue politische Entscheidungsstrukturen nachzudenken.

Dieser Prozeß kann schmerzlich sein und so manchen „Familienfrieden" empfindlich stören. Wachsendes Unbehagen bloß auf Undankbarkeit gegenüber der Wiederaufbaugeneration, ausländischen oder inländischen Rattenfängern oder auf das Machtspiel einer großen Tageszeitung zurückzuführen, geht am eigentlichen Problem vorbei.

Immer wieder haben wir soziale Konflikte auf österreichisch gelöst. Nämlich gar nicht. Der scheinharmonische Schleier hat alles überdeckt. Daher auch diese eruptiven Formen des Ausbruchs. Seit 1848 wird von den Herrschenden immer wieder die gleiche Frage gestellt: „Dürfen s' denn des überhaupt?"

Nachdem Österreichs bedeutendster Staatsmann und nationaler Psychotherapeut Bruno Kreisky das „Schiff" verlassen hat, sind wir alle wieder auf uns selbst angewiesen. Die Suche nach Leitbildern, nach einem Ausgleich emotionaler Defizite, nach neuen Wegen, um die Umwelt- und Wirtschaftskrise zu lösen, korreliert mit dem Abbau des traditionellen Lagerdenkens. Der Anteil der traditionellen Arbeiter sinkt, der der Angestellten und Studenten steigt; und alle zusammen sind informierter und gebildeter als so manche Generation zuvor.

Die wichtigsten Positionen des Staates haben jedoch noch immer zweifelsohne

wegungen und Ideen und die Erhaltung der politischen Führungsfähigkeit durch die Absicherung der relativen Mehrheit ist.

Es ist daher kein Zeichen von Schwäche, wenn sich der Parteivorstand der SPÖ (und der FPÖ) und die Regierung für Rodungsstopp und das Abwarten einer höchstgerichtlichen Entscheidung oder des Volksbegehrensergebnisses oder für die Abhaltung einer Volksabstimmung entscheiden könnten.

Durch eine über die Grenzen der repräsentativen Demokratie hinausgehende Legitimation könnte der Konflikt am sinnvollsten und demokratischsten gelöst werden.

Es ist kein Zeichen von Altersschwäche oder parlamentarischer Anpassung, wenn ich ganz bewußt in diesem Kommentar versucht habe, zurückhaltend und versöhnlich zu argumentieren. Das rot-grüne Projekt zur Erneuerung der SPÖ hat in einem Klima gegenseitigen Hasses und der simplen Feindbilder keine Chance. Gesprächsbereitschaft nach beiden Seiten muß nicht Standpunktlosigkeit bedeuten. Zwischen Aubesetzung und der Wortradikalität einzelner Gewerkschafter muß für einen Gegner des Kraftwerksstandortes Hainburg und Nicht-Au-Mitbesetzer dennoch ein glaubwürdiger rot-grüner Platz sein können. Der größte Fehler wäre allerdings, die Systemgrenzen durchaus auch positiver Umweltpolitik der Regierung als unveränderbar anzunehmen. Gänzlich neue Wege sollten gesucht werden. Dies könnte z. B. durch eine Änderung des 2. Verstaatlichungsgesetzes und des Aktiengesetzes geschehen, wodurch wir dann eher in der Lage wären, die E-Wirtschaft noch fester an die Kandare zu nehmen.

Entweder erkennt die SPÖ diese Wetterzeichen, wenn nicht, wird sie zu einer mäßig einflußreichen Mittelpartei ohne Reformanspruch absinken.

Eppler bringt dies auf den Punkt: „Das Neue tritt nicht in Erscheinung als mitreißendes Programm, als beflügelnde Utopie, als unwiderstehliche Welle, schon eher als Zweifel am Herkömmlichen, als tastendes Suchen nach erfüllterem Leben, als neue Formen menschlicher Kommunikation, als Bürgerinitiative gegen technokratischen Größenwahn, als Streit um bislang Unbestrittenes, als neuer Wegweiser, auf dem keine Endstation verzeichnet ist, allenfalls die nächste oder übernächste Ortschaft" (Eppler: „Wege aus der Gefahr"). ■■

Kommentare drücken die persönliche Meinung des Autors aus.

Kann es im demokratischen Rechtsstaat ein Recht auf Widerstand geben? Von Christian S. ORTNER

LEGAL, ILLEGAL, SCHEISSEGAL?

Angekündigt war eine machtvolle, aber friedliche Demonstration. Obwohl die Behörde den Aufmarsch sofort untersagte – und vom Gesetz eindeutig gedeckt war –, entschieden sich die Organisatoren für den Rechtsbruch: 200.000 Arbeiter zogen am 1. Mai friedlich, aber gesetzeswidrig durch Wien, obwohl's der Statthalter von Niederösterreich, Erich Graf Kielmannsegg, ausdrücklich verboten hatte.

Es war im Jahr 1890: Die Sozialdemokratie nahm sich das Recht, die Gesetze der Monarchie zu brechen, die Gesetze eines Reiches, das auch nach heutigen Kriterien zwar keine Demokratie, aber auch kein bluttriefender Unrechtsstaat war.

Wahrscheinlich haben die Sozialdemokraten damals so ähnlich argumentiert,wie die Aubesetzer heute: daß sie zwar nicht das geschriebene Gesetz hinter sich hätten, wohl aber im Recht seien.

Und wahrscheinlich hat auch der Graf Kielmannsegg damals so ähnlich argumentiert, wie der Sozialist Blecha heute: Daß man ja gleich die Monarchie / die Republik zusperren könne, wenn man dem sozialistischen Pöbel / den Besetzern in der Au nachgeben würde.

Denn: Recht muß ja bekanntlich Recht bleiben, das Ihrer Majestät ebenso wie das vom Volk beschlossene.

Dagegen ist formal schwer zu argumentieren: Daß der Rechtsbruch der Sozialisten von Anno 1890 mittlerweile von der Geschichtsschreibung legalisiert worden ist, hilft den Hainburg-Besetzern von heute wenig. Vielleicht wird man ihren Widerstand in den Geschichtsbüchern der Zukunft einmal genauso als Akt des berechtigten Widerstandes beschreiben – heute stehen sie eindeutig auf der Seite des Unrechts.

Aber genauso wie die altvorderen Sozialisten nehmen sie sich ihr Recht.

Damit werfen sie eine Frage auf, die mir mittlerweile die interessanteste der Au-Diskussion zu sein scheint, interessanter auch als die schiere Sachfrage, ob an einer bestimmten Stelle der Donau ein bestimmtes Kraftwerk errichtet werden soll oder nicht: die Frage nach dem Recht auf Widerstand gegen den Rechtsstaat.



Karl Blecha
„Da können wir die Republik zusperren"

Juristisch ist das Problem keines. Die österreichische Verfassung kennt das Recht auf Widerstand nicht, und das deutsche Grundgesetz, das diesen Begriff in seinem Artikel 20 verwendet, führt sich damit selbst ad absurdum: Es postuliert das Recht auf Widerstand gegen jeden, der es unternimmt, das Grundgesetz zu beseitigen. Absurd: Solange das Grundgesetz gilt, kann dieser Artikel nicht in Kraft treten, ist er beseitigt, gilt auch der Artikel 20 nicht mehr.

Was hier wie reichlich theoretische Haarspalterei klingt, sollte allerdings jedem intelligenten Auschützer Anlaß zu schlaflosen Nächten geben: Woher kann eine Gruppe das Recht nehmen, gegen den Rechtsstaat

Recht zu haben? Was tun in einer Demokratie, wenn man plötzlich das verdammt intensive Gefühl hat, in einer wichtigen Sache recht zu haben – und bloß die demokratisch gewählten Entscheidungsträger anderer Meinung sind?

Alles kann man tun, lautet die Antwort des Innenministers, alles, was von der Verfassung vorgesehen ist: demonstrieren (aber nicht in der Au), Bescheide anfechten (während fröhlich gerodet wird) und laut seine Meinung sagen (wenn man nicht gerade im ORF beschäftigt ist, Anm. des Autors).

Also: Man kann all jene Dinge tun, die legal sind und nichts an den Fakten ändern.

Was aber, wenn man argumentiert, demonstriert und Bescheide angefochten hat – bleibt dann nichts als zähneknirschende Resignation?



1.-Mai-Aufmarsch
„Da können wir die Monarchie ja gleich zusperren"

Foto: Walter Wobrazek

Natürlich nicht, antwortet Verbundchef Walter Fremuth, in der Demokratie bliebe als ultima ratio ja noch immer die Möglichkeit, eine Regierung abzuwählen.

Stimmt schon, die Regierung ist in einer Demokratie relativ leicht zu beseitigen – nur die Spuren nicht, die sie vorher in einer Landschaft hinterlassen hat.

Es ist dies ein Grundproblem der repräsentativen Demokratie, das Anfang des Jahrhunderts einfach noch nicht zu ahnen war: Daß am Ende dieses Jahrhunderts auf vier Jahre legitimierte Regierungen Entscheidungen treffen können (und müssen), die schwer (Hainburg) oder überhaupt nicht (Kernenergie) rückgängig gemacht werden können.

Jede – noch so demokratisch gewählte – Regierung, könnte man argumentieren, kann nur Entscheidungen treffen, die von irgendeiner späteren Generation wieder rückgängig gemacht werden kann, falls sie es wünscht.

Für jede weitreichendere Entscheidung fehlt ihr die Legitimation jener, die vielleicht einmal anderer Meinung sein könnten.

Aus genau diesem Defizit an Legitimation leiten diejenigen, die Widerstand leisten, ihre eigene Legitimation ab: Indem sie – ein oft verwendeter Satz – „das Recht unserer Kinder auf eine unzerstörte Natur" durchsetzen wollen.

Wer so argumentiert, bewegt sich jedenfalls auf verdammt dünnem Eis. Der Wiener Ordinarius für Staats- und Verwaltungsrecht, Heinz Mayer, hat kürzlich die klassische Antwort auf die Frage nach dem Widerstand im Rechtsstaat formuliert: Das Widerstandsrecht gäbe es nur „gegen die (offenkundige) Tyrannei, und schließlich (müssen) alle von der Rechtsordnung zur Verfügung gestellten Rechtsbehelfe aussichtslos sein"[1]).

Was Mayer meint, ist klar und unbestritten: Auch wenn sich eine noch so überwältigende Mehrheit für ein Regime à la Drittes Reich fände, gibt es ein Recht auf Widerstand gegen die von diesem hypothetischen Regime erlassenen Gesetze, auch wenn sie formal rechtmäßig zustande gekommen sein sollten.

In jedem anderen Fall aber, so der Staatsrechtler, habe man sich der Majorität zu fügen, auch wenn es weh tut: „. . . zu Hainburg: Wer dort Gewalt übt, mag sich auf sein Gewissen berufen können, auf das klassische Widerstandsrecht der Staatslehre vermag er sein Handeln nicht zu stützen."

Die Argumentation Mayers hat viel für sich: Schon wegen eines Auwaldes das Recht auf Widerstand für sich in Anspruch zu nehmen ist schon zynisch all jenen gegenüber, die in den zahlreichen Diktaturen dieser Welt leben und wissen, was Widerstand wirklich ist.

Ich glaube allerdings auch, daß diese Argumentation ein wenig am konkreten Fall Hainburg vorbeigeht: Hier kann es nicht um „Widerstand" gehen, sondern um „zivilen Ungehorsam".

Der Unterschied ist entscheidend. Ein Kollege Mayers, der Rechtstheoretiker Professor Luf, ebenfalls von der Wiener Uni, erklärt ihn so: „Der zivile Ungehorsam richtet sich nicht gegen die Prinzipien einer staatlichen Ordnung. Er stellt vielmehr in der Weise einer gezielten, verhältnismäßig geringen Rechtsverletzung und in prinzipieller Loyalität gegenüber der politischen Ordnung eine provokative Aufforderung an die politisch Verantwortlichen dar, grundlegende Gerechtigkeitsanforderungen zu beachten. Mit Anarchismus hat das nichts zu tun."

Besonders wichtig scheint mir in dieser Definition das Wort „verhältnismäßig": Die Rechtsverletzung muß geringfügig sein im Vergleich zu den Folgen, gegen die sich der Protest richtet.

Im Fall Hainburg scheint mir diese Verhältnismäßigkeit jedenfalls gegeben. Der einzige Rechtsbruch, den sich die Au-Besetzer bisher zuschulden kommen ließen, ist der Verstoß gegen das Aufenthaltsverbot der Bezirkshauptmannschaft. Und diese Verletzung des Rechts scheint mir wirklich in einem vernünftigen Verhältnis gegenüber dem Ziel dieses Rechtsbruches zu stehen.

Nimmt man allerdings die Argumentation von Regierung und ÖGB ernst, so ▶▶

[1]) „Kurier", 10. Dezember 1984.

droht der Rechtsstaat zu scheitern, wenn er diese Gesetzesverletzungen toleriert.

Was den Gewerkschaftsbund anlangt: Die plötzliche Angst um den Rechtsstaat empfinde ich als blanken Hohn. War es nicht ein gewisser Anton Benya, der vor wenigen Monaten – allerdings aus anderem Anlaß – erklärt hat, daß die Sozialdemokratie in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit der Justiz und den Gerichten gemacht hat und sich deshalb, so Benya sinngemäß, nicht unbedingt auf die Gerichte verlassen möchte?

Wenn jemand, der so etwas gesagt hat, jetzt plötzlich den Rechtsstaat wanken sieht, nur weil eine Verordnung der Bezirkshauptmannschaft nicht befolgt wird – dann ist das entweder ein fatal schlechtes Gedächtnis oder blanker Zynismus.

Bei allem Respekt vor dem Rechtsstaat, den man in der Tat nicht leichtfertig aufs Spiel setzen soll: Wie schlimm muß es um die Souveränität eben dieses Rechtsstaates bestellt sein, wenn die ganze Bundesregierung öffentlich um ihn zittert, nur weil eine Verordnung nicht befolgt wird? Ich verstehe, daß unsichere Diktaturen es nicht zulassen können, daß ihre Gesetze nicht bis zum letzten Beistrich befolgt werden – aber hat eine gefestigte, funktionierende Demokratie das nötig?

Daß sie es nicht nötig hätte, läßt sich am Beispiel der Berliner Hausbesetzungen demonstrieren. Obwohl der Rechtsbruch viel eklatanter war, wurde nicht nur stur geräumt – was ich in diesem Fall übrigens für durchaus vertretbar hielte. Statt dessen versuchte der Senat in vielen Fällen, Bestandsverträge mit den Besetzern zustande zu bringen – was zwar rechtlich sicher ein Ritt über den Wannsee war, das Problem aber gelöst hat: Die Hausbesetzungen sind kein Thema mehr, und der Rechtsstaat Bundesrepublik besteht meines Wissens nach trotzdem noch.

Nochmals: Der zivile Ungehorsam der Au-Besetzer ist ein Verstoß gegen das Recht. Aber solange er sich strikte an das Gesetz der Verhältnismäßigkeit hält, scheint mir der Rechtsstaat durch ihn nicht im geringsten gefährdet.

Der Graf Kielmannsegg dürfte das 1890 übrigens ganz ähnlich gesehen haben. Während die Proletarier Ungehorsam übten und durch die Stadt zogen, hielt er seine Truppen im Prater auf Distanz bereit. Passiert ist gar nix. ■■

GASTKOMMENTAR

Vor uns liegt in Trümmern, was unsere Väter mit Schweiß und unter Opfern aufgebaut haben. Von Leopold MÄRZ[1])

DAS RECHT, DAS VOM VOLK AUSGEHT

Zunächst zwei Zitate aus der „Presse", an den Anfang gestellt und aus dem aktuellen Anlaß „Hainburg" entnommen.

- „Das Bestürzendste, so ein Augen- und Ohrenzeuge, sei eigentlich das totale Mißtrauen gegenüber den Vertretern des Staates gewesen" (14. Dezember 1984, Seite 4).
- „Es ist das Vorrecht der Jungen, ungestüm zu sein. Zweifeln wir daher nicht an der Lauterkeit der Gedanken des Großteils jener Menschen, die ehrlich glauben, sie könnten durch gewaltlose Demonstration den Rechtsstaat nötigen" (Thomas Chorherr, 15. Dezember 1984, Leitartikel).

Da haben wir also das Dilemma in Kürze auch schon dargestellt: auf der einen Seite Fassungslosigkeit über den Vertrauensverlust, auf der anderen Verharmlosung im Sinne von „laßt sie doch; sie werden schon erwachsen werden". Und dazwischen also der Rechtsstaat, den es zu bewahren gilt.

Die Fassungslosen und Verniedlicher mögen doch endlich aufwachen! Ihr seid dieselben, die die 68er nicht verstanden und die meisten zur Resignation gebracht haben. Aber täuscht euch nicht, wiegt euch nicht in Sicherheit. Wogegen ist die Generation damals auf die Straßen und in die Rektorate gezogen? Gegen die Etabliertheit, Sattheit, Selbstzufriedenheit, Starrheit, gegen die typischen Charakteristika der „Schaut, was wir alles geleistet haben"-Gesellschaft. Sie, die 68er, waren Steigbügelhalter jener, die ihre Kritik domestiziert, zu Wahlparolen umgemünzt („alle Bereiche mit Demokratie durchfluten", – und jetzt das!) und dann weggeworfen haben. Da haben viele aufgegeben und sich angepaßt; nur in wenigen ist ein Feuer geblieben, dessen Glosen für die 84er-Generation ein Zündfunke ist, der sich am Holz der Bäume von Hainburg zum Brand entwickeln könnte.

Warum verstehen die Politiker und viele Journalisten nicht, daß Hainburg Anlaß, nicht Ursache ist? Wogegen sich die Jungen wehren, auch wenn sie selbst das erst in einigen Jahren mit völliger Klarheit erkennen und rückblickend artikulieren werden, ist die Demonstration von Macht. Zum Wohle des Rechtsstaats, versteht sich.

Aber: Welche Regierung der Welt regiert denn nicht einen Rechtsstaat? Ist der Rechtsstaatlichkeit Genüge getan, wenn Regierungen sich an (selbstgemachte!) Gesetze halten? Ah, so einfach geht das nicht.

Irgendein Paragraph wird sich schon auftreiben lassen, gegen den die Au-Besetzer verstoßen, mit Hilfe dessen man gegen sie „vorgehen" (schöner rechtsstaatlicher Begriff!) kann: Widerstand gegen die Staatsgewalt vermutlich. Die wollen ja gar nicht gegen die Staatsgewalt, sondern müssen gegen die Gewalt des Staates Widerstand leisten, versteht ihr den Unterschied nicht?



Rinter-Zelt
. . . die Inhalte der österreichischen . . .

Vor uns liegt in Trümmern, was unsere Väter mit Schweiß und unter Opfern aufgebaut haben: das Recht, das vom Volke ausgeht. Unser Dilemma und ihre Tragik ist, daß sie, die wir lieben und für ihre Leistungen achten, das, was sie schufen, selbst zu zerschlagen beginnen, schon

[1]) Diplomingenieur Dr. Leopold März ist ao. Universitätsprofessor am Institut für Chemie der Universität für Bodenkultur in Wien.

zerschlagen haben. Genau das hatten die 68er schon verstanden; ihnen stand aber noch nicht, wie den 84ern, ein vordergründiges, breit verständliches Anliegen zur Verfügung, und das heißt eben heute zufällig „Hainburg". Die Chance der Jungen liegt darin, daß dieses Anliegen auch



AKH
Seit sieben Jahren . . .



Fotos: Walter Wobrazek

von Nicht-Intellektuellen akzeptiert werden kann. Wie oft höre ich in diesen Tagen den Satz, man sei prinzipiell nicht gegen den Kraftwerksbau, aber diese Vorgangsweise . . . Und so ergibt sich, daß erstmals Hunderttausende in diesem Land begreifen, was in Unordnung geraten ist: Es ist die Ausübung der Macht durch die, die sie haben, gegenüber jenen, die sie haben sollten, also durch die Apparate gegenüber den Staatsbürgern.

Wie kam es zu diesem beklagenswerten Zustand, wo wir doch immer so stolz waren auf unseren sozialen Frieden? Nun, der beruht ja bekanntlich auf dem fortgesetzten „sublimierten Klassenkampf" (Bruno Kreisky) im Rahmen der Sozialpartnerschaft sowie der gut organisierten Vertretung jedweder Interessen (andere gibt's per definitionem nicht) durch Kammern und ähnliches. Und darauf, daß der einzelne kuscht: Sonst funktioniert's womöglich nicht mehr. Das Selbstverständnis unserer Funktionäre liegt nämlich außer im Erhalt von Dienstfreistellungen und Pöstchen darin, daß sie dem Staatsbürger sagen, was er gefälligst wollen soll. Und da kommen jetzt diese Leute, um nicht zu sagen Studenten, und bringen alles durcheinander. Dabei studieren sie, horribile dictu!, auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung (von der sie so-



Rudolf Kirchschläger
. . . Innenpolitik

mit fein säuberlich abgegrenzt wären), oft weiß man nicht einmal, was. Früher hat's das natürlich nicht gegeben. Da hat es zupacken geheißen, und wer nichts getaugt hat – hoppla, jetzt sind wir schon vor 1945. Naja, für die wäre so ein Zeit, in der es nicht viel gibt, außer Arbeit, kein Schaden; dann sähen sie wenigstens – aber genug. Das Thema duldet keine Frivolitäten.

Ich glaube, diese Jugend zu verstehen, und ich appelliere an euch alle, nicht Rechtsstaatlichkeit und Rechthaberei zu verwechseln, euch von euren Amtsgeschäften zu lösen, die euch keine Zeit mehr lassen, und zu reden. Nicht nur über Hainburg, das wäre zu eng. Redet mit den Jungen über alles. Überlegt doch, daß der Aufstieg, auf den ihr berechtigt stolz seid, ein rein materieller war, daß die Wirtschaftskrise ihn unterbrochen hat und die Jugend neue Ziele und neue Ideale sucht.

Redet mit ihnen eine verständliche Sprache, mit Inhalten. Ihr dürft ihnen nicht vorwerfen, daß sie euch nichts glauben; fragt euch doch selbst nach Fehlern. Ein heute 23jähriger hört seit seinem vierzehnten Lebensjahr (eine entscheidende Phase!) ständig AKH und Zwentendorf, Reichsbrücke und Consultatio, WBO und Rablbauer, Rinter-Zelt und Pleite, VEW und, und . . . Für ihn sind das Inhalte der österreichischen Innenpolitik!

Anstatt ihnen vorzuwerfen, wofür sie nichts können (wer kauft ihnen denn zu Weihnachten das TV-Spiel; wer hat denn das Gratisstudium eingeführt?), müssen wir alle den mühsamen Weg des Gesprächs gehen. Des Gesprächs, Herr Präsident, des Gesprächs, Herr Minister, des Gesprächs, nicht der Verhandlung!

Bundespräsident Kirchschläger pflegt hervorragende Aussprüche (nicht zynisch gemeint) zu liefern, derer sich mancher Politiker gern bedient; rein verbal, versteht sich. Er sagte, daß man die demokratischen Verhältnisse in einem Lande (seine Rechtsstaatlichkeit!) daran messen könne, wie großzügig man mit Minderheiten umgehe. Nun, da haben wir nicht viel Grund zur Selbstzufriedenheit, überhaupt, wenn wir nicht sprachliche, sondern auch rassische, religiöse und politische Minderheiten betrachten.

Da fehlt uns eben einiges an Toleranz und Mut zur Wahrheit. Das Argument, wenn 1,35 Millionen ein Volksbegehren gegen den Bau des Konferenzzentrums unterschreiben, seien eben die restlichen dreieinhalb Millionen des Wahlvolkes dafür, muß in jedem Neunzehnjährigen Abscheu, Unverständnis und Abstinenz gegenüber solcher Politik erzeugen.

Demokratie heißt Bereitschaft zur ständigen Selbsterneuerung. Stabilität kann nicht Starrheit bedeuten. Die Jugend von heute hat die Überzeugung, daß sie von der Gestaltung ihrer eigenen Zukunft ausgeschlossen ist. Gewiß: Sie dürfen den Parteien beitreten. Doch spätestens das Beispiel des Josef Cap zeigt ihnen, daß,wer an die Brust genommen wird, leicht erwürgt werden kann.

Wenn wir ihnen nicht die Hoffnung geben, werden sie bald verzweifeln; in Verzweiflung reagiert man irrational. Es gibt schon Tausende, die soweit sind. Ein Mann mit Charisma, und Gott darf uns wieder einmal schützen. ■■

Kommentare drücken die persönliche Meinung des Autors aus.


Stopfenreuther Skizzen —
hingeworfen von Manfred Deix
?
?
EWIG STUDIERN AUF UNSERE KOSTN – OWA IN DA AU PROTESTIERN!! DES HAMMA SCHO GERN!


NATURSCHÜTZER – MIT SCHLAGSTÖCKEN BEWAFFNET (HINWEIS AUF VERBINDUNGEN ZUR FRANKFURTER ANARCHO-SZENE)
SCHWER VERLETZTE EXEKUTIVBEAMTE
VERUNSICHERTE GENDARMEN
LAND DER BERGE – LAND AM STROME – ♫ – – – – . ♫
SINGEN TUANS JO WIRKLICH EINMOLIG!
ATOMKRAFT? NEIN DANKE



Reinhard
TRAMONTANA

Ich war mir ganz sicher, daß mich das sogenannte Thema Hainburg nur noch würde anöden können; ich irrte – ich ahnte nicht, daß daraus das sogenannte Thema Demokratie werden könnte.

STILLE MACHT

Die Zahl der Kommentatoren, die zur Stunde dasitzen und demokratisch ergriffen sich ihr pflichtschuldiges „Auch wir machen uns Sorgen . . ." hinausfingern, ist schön langsam Fremdenlegion.

Denn besonnen sind wir jetzt alle – und jeder, der sein Gesicht noch nicht verloren hat, tut gut daran, kühlen Kopf zu bewahren.

Wir sind jetzt alle Schützer: der Au, der Arbeit, des Friedens, der Republik, unseres lieben Nachbars Leben – Operette sich, wer kann.

Aber wer kann das schon, seitdem sich jener Burgenländer, der leider kein Witz ist, dazu entschlossen hat, wenigstens einen Baum aufzustellen: den nämlich, Reportern nicht zu sagen, wieweit seine Toleranzspanne sei – „das muß der Bundesregierung vorbehalten bleiben".

Und ich hab immer gehofft, er würde seine Verheißung wahrmachen und Repräsentant der schweigenden „Mehrheit" bleiben wollen.

Aber Sinowatz beiseite: wir erleben zum Weihnachtsfest 1984, daß wir in einer Republik leben, die sich ihrer anderen Umstände offenbar nur noch in Auf- oder Widerständen bewußt wird.

Wir erleben, und es ist kein Triumph dies feststellen zu können, was sich Anton Benya unter „Demokrazie" vorstellt.

Wir erleben, daß karrieregeile Sozialisten ihre Kumpels so offen zum Niedermachen („der Studenten" und Bäume) auffordern, daß selbst der verzagte ORF nicht mehr ganz daran vorbeisenden kann.

Wir erleben, daß Leute, die niemals versäumen würden, am 1. Mai auf das Jahr 1934 hinzuweisen, kaltschnäuzig und kurzschlüssig eine Situation begünstigen, die der pathetisch beschworenen weiß Gott so unähnlich nicht ist.

Wir erleben, zynisch gesagt, die österreichische Antwort auf 1984.

Herr Josef Kerschbaum, Betriebsratsobmann der Baufirma „Universale", ließ von seinem herzlichen Vorhaben ab, mit 30.000 Metallarbeitern die Au zu säubern, weil „die Metallarbeiter durch ihre Tätigkeit körperlich stärker sind als die Backhendln in der Au drunten".

Das ist, im Hinblick darauf, daß die „rechtsstaatlichen Organe" (Minister Heinz Fischer) ganz auf seiner Seite stünden, lieb von ihm.

Wir schwimmen nicht einmal gegen den Strom: wir sind schon todfroh, wenn unsere Nachbarn nicht unsere Kinder dreschen. Denn „ohne Waffengewalt" (Karl Blecha) werden „die notwendigen Arbeiten" (Anton Benya) nicht durchgeführt werden können, zumal „die Kraftwerksgegner bewußt die Konfrontation suchen" (Peter Schieder) – goldene Worte: wo einer nur zehn Gendarmen sieht, fällt er schon über sie her.

Aber das ist ja nicht einmal die halbe Wahrheit, nicht einmal jene, von der der kompromißbereite Österreicher so stolz sagt, daß sie so in der Mitte liegt (wie anderswo der Strich), und nicht einmal die, die wir uns für unseren Schlaf so wünschen, weil wir's gern haben, wenn wir wissen, da gibt's halt zwei Anschauungen und über die kann man debattieren: die Wahrheit ist abseits der allmählich banalen Frage, wer jetzt grade für den friedlichen oder kriegerischen Ausbau der Wasserkraft ist, daß die Bereitwilligkeit unserer Landsleute, um einer Fassade willen das Haus anzuzünden, eine unglaublich große ist.

Ein Beispiel in diesem Meer von ertränkenden Lügen mag herhalten, und es ist bezeichnend für diese Tage, daß man schon dazu schreiben muß, daß es nicht der „Presse" entnommen ist (die für sich, alles leinwand, im Kino mit einem Satz von Karl Kraus werben läßt), sondern der „Arbeiter-Zeitung": also jenes Blatts, das der Busenfreund des heutigen Polizeiministers und ehemals engagierte Sozialdemokrat Albrecht Konecny herausgibt.

„Während die Besetzer der Au seit Tagen in gesetzwidriger Weise den Beginn der Rodungsarbeiten behindern" (man kann sowas offenbar auch rechtmäßig behindern, lernen wir daraus), „und damit das demokratische Demonstrationsrecht, das die Arbeiter einst schwer erkämpften, pervertierten, wurde die Ankündigung der Gewerkschafter und Betriebsräte, in legaler Weise für das Kraftwerk Hainburg einzutreten" – es wird sich schon auch noch eine legale Weise finden lassen, auf die man mir das Gesicht eintreten kann – „von den Besetzern und den sie unterstützenden Medien von vornherein als Gefährdung der Demokratie verunglimpft."

Und willst du nicht mein Benya sein, so schlag ich dir den Schädel ein.

Eine Übersetzung, per Vers.

Denn zu anderem als schwer erkämpfte Rechte zu pervertieren taugt unsereins unterstützendes Gesindel ja nicht: wir denken uns ja nichts dabei, wenn Kollegen das angebliche Recht auf Meinungs- und Versammlungsfreiheit eine „an sich schon schwer erträgliche Provokation" nennen; und wir Pervertierer zucken auch mit keiner Wimper, wenn der oberste Mann der Gewerkschaft sagt, er würde dafür sorgen, daß Arbeiter und Angestellte dieses Landes „im Zusammenwirken mit der Exekutive sicherstellen", daß mit dem Aufwischen der Au-Brüder nicht gefackelt werde.

Wir Verwahrloser, Verrotter, Verwirker jedes Zusammengehörigkeitsgefühls nehmen ja auch kaum noch zur Kenntnis, daß binnen eines Monats die gewerkschaftliche Bewegung nun schon zum zweiten Mal für eine Drohung herhalten mußte: daß schon Alfred Dallinger für den 8. Dezember den Krampus prophezeit hat, und daß jetzt Anton Benya dies wiederholt.

Wenn'st die Suppe nicht aufißt, werden die Instandhalter der Au einmal ihren Kindern Angst machen, kommt die Gewerkschaft.

Aber man soll „Ankündigungen" nicht „als Gefährdung" „verunglimpfen". Noch immer ist der „ÖGB besonnen". Stockbesonnen. Und Fred Sinowatz steht besonnen „auf dem Boden des Rechtsstaats" – kann man schon nach der ersten Au von ihm verlangen, dessen Plafond zu erreichen? ■■



Reinhard
TRAMONTANA

In der Hainburger Au kann es kein gewaltsames Vorgehen gegeben haben – sonst wäre unser Herr Polizeiminister ja längst zurückgetreten.

DER HERR CHARLY

Schaun Sie, Herr ... wer immer Sie sind ... ich bin der Herr Charly. Ich war immer schon der Herr Charly, schon als a Junger, schon damals im Achtundsechziger Jahr, wie ich noch selber demonstriert hab. Aber das können Sie ja nimmer wissen, Sie sind ja noch a junger Mensch ... Sie haben das ja nicht erlebt, was ich erlebt hab ... Sie haben ja keine Ahnung wie das ist mitn Demonstrieren ... wenn man so für wirkliche Werte auf die Straßen oder sonstwohin geht ... für Werte, die's heut so gar nimmer gibt ... wenn i denk ... Ostermarsch ... Santo Domingo ... das waren noch Ziele, die man formulieren konnte, das waren noch Ideale ... und i war immer für Ideale ... ich bin, wenn Sie wollen, ein kritischer Mensch, aber ein begeisterbarer ... also, für Ethisches und so geh ich, ich weiß nicht wohin ... hat man mir auch mir nachgsagt seinerzeit ... als es beim Demonstrieren noch Persönlichkeiten gegeben hat ... den Fischer Heinzi, den Schieder Peter, die Brezovsky-Buam ... sowas gibts heut ja gar nimmermehr.

Damals, verstehn Sie, damals ham wir uns noch was gedacht beim Gehen, und wir haben das auch niedergelegt ... ich mein, schriftlich, net, daß Sie glauben, ich erzähl Ihnen da am End das Blaue vom Himmel ... schaun Sie, Herr, ich hab da was ... ich les Ihnen das vor: „Fassungslos steht eine Generation vor den Trümmern ihrer Illusionen und stellt die bange Frage: was soll jetzt geschehen? Bei uns in Österreich sind es vor allem die jungen Menschen, die Lösungsvorschläge von den Sozialisten erwarten ... Sozialistische Demokratie schließt nicht nur die Herrschaft des privaten Kapitals aus, sondern auch die der Bürokraten und Manager."

Das waren noch Sätze, noch Gedanken, net? Die hab ich geschrieben, im Dreiundsechziger Jahr ... die Zeitschrift immerhin hat „Die Zukunft" geheißen.

Mir warn damals ja alle sehr gegen blindwütigen Dirigismus ... mir warn ja auch in der Minderheit ... dann hab i angefangen zum Forschen, Meinungen und so, und dann hab i aufn Alten gsetzt ... der war damals natürlich no net der Oide ... aber er hat mi scho damals amal kommen lassen. Er hat mich angschaut, ich hab ihn angschaut – da hab ich alles gwußt.

Na und dann is sei Amtszeit kommen, es war eine schwere Zeit, aber auch eine schöne Zeit ... mir ham immer genug Geld ... geborgt ... und deswegen hab ich auch noch im Achtundsiebziger Jahr sagen können: „Es geht um Entscheidungsbefugnisse. Entscheidungen sollen nicht mehr nur auf Grund kurzfristiger Gewinnerwartungen getroffen werden, sondern mit Rücksicht auf gewisse Kriterien der Wohlfahrt."

Mir müssen uns, verstehen S, noch um ein bissel mehr scheren als um die Marie ... i steh zu solchem Gedankengut noch immer ... auch in der Zeit nach dem Alten ... noch im vorigen Jahr hab ich ein Bekenntnis – ich bekenn mich oft zu was, aber man kann über alles diskutieren – also, da hab ich ein Bekenntnis abgelegt zu dem, was mir wichtig erscheint ... „Wirtschaftliche Kennzahlen", hab ich gschriebn, „Kennzahlen allein sagen noch nicht viel über die Lebensqualität in unserem Land aus ... eine intakte, lebenswerte Umwelt tragen in ebenso starkem Ausmaß zum persönlichen Wohlergehen des einzelnen bei."

Wissen S, sowas muß einmal festgehalten werden, hab i mir 'dacht, weil sonst vergessens die Leut ... schnellebig, wie mir alle geworden sind ... bitte, ich bin ja nicht so ... ich laß mir Zeit ... ich hab ja auch jetzt den Gendarmen da unten gsagt, sie sollen sich Zeit lassen ... natürlich im Rahmen der Gesetze.

Schaun Sie, man vergißt so leicht, daß die Gesetze für was da sind ... und daß auch mir für was da sind ... nämlich zum Einhalten ... ich mein, unsere Wachebeamten drücken schon das eine oder andere Auge zu ... auch bei einem Besetzer ... aber immer geht's net mit dem Zudrücken ... hie und da muß man gewaltlos vorgehen.

Die Gewalt. Sie wissen des ja net, Sie sind ja da ganz manipuliert worden von den Meinungsdings ... aber ich kenn mich aus, ich heiß ja auch der Herr Medien-Charly ... also die Gewalt, die hab ich mir immer verbeten ... obwohl das vielleicht sogar populär wär, aber ich tu nix, was nur populär ist, ich hab auch die Polizeistreife zu Fuß net deswegen verstärkt, weils die Leut so haben wollen, nein, ich weiß ganz genau, wie unsicher alles ist ringsumadum ... Sie lesens ja selber in der Zeitung, wie oft einer auf der Flucht erschossen werden hat müssen ... also mit so populistischen Schmähs wie starker Arm des Gesetzes, da spielt sich bei mir nix ab ... wenn man dem Gesetz, hab ich gsagt, zum Durchbruch verhelfen muß, dann in der allermildesten Form ... und so wars ja auch in der Au.

I hab nur Familienväter hinunterlassen ... am Anfang, bitte, dann sinds von den Rechtsbrechern immer mehr geworden und irgendwann gehen sogar einer gesunden Exekutive die Väter aus ... ich kann ja net alle diesbezüglichen Organe in den Osten holen ... aber auch, hab i gsagt, wenn einer ledig is, soll er den Knüppel dort lassen, wo er hingehört ... ich hab meinen Beamten ganz schön gedroht: wenn es zu einer Anwendung kommt, hab ich ihnen eingeschärft, die mit Gewalt zu verwechseln ist, dann tret ich zurück ... net auf die Beamten, sondern vom Sessel ... ich kleb net auf mein Sessel ... ich hab in der Partei so viele, daß ich schon fast zwischen allen sitz ... ich wehr mich nur dagegen, daß aus meinen Helfern sowas wird, was die in Deutschland eine Prügelpolizei nennen ... in meiner Polizei gibts kane Bullen, sondern Herren ... Herren und Formen ... die Formen sind in der strengen Kälte naturgemäß ein bissel frostiger ... aber sie werden strikt eingehalten ... selbst bei einer Überhandnahme der Exekutive darf ein Übergreifen nicht stattfinden ... höchstens ein Eingreifen, aber nur im Rahmen passiver Gewalt.

Mein Ideal is, daß ich, wenn ein Bürger und ein Beamter miteinander zum tun haben, ich das Wort Au nicht mehr hören muß ... aber was erzähl ich Ihnen von Idealen, sowas kennen Sie ja gar nimmermehr ...